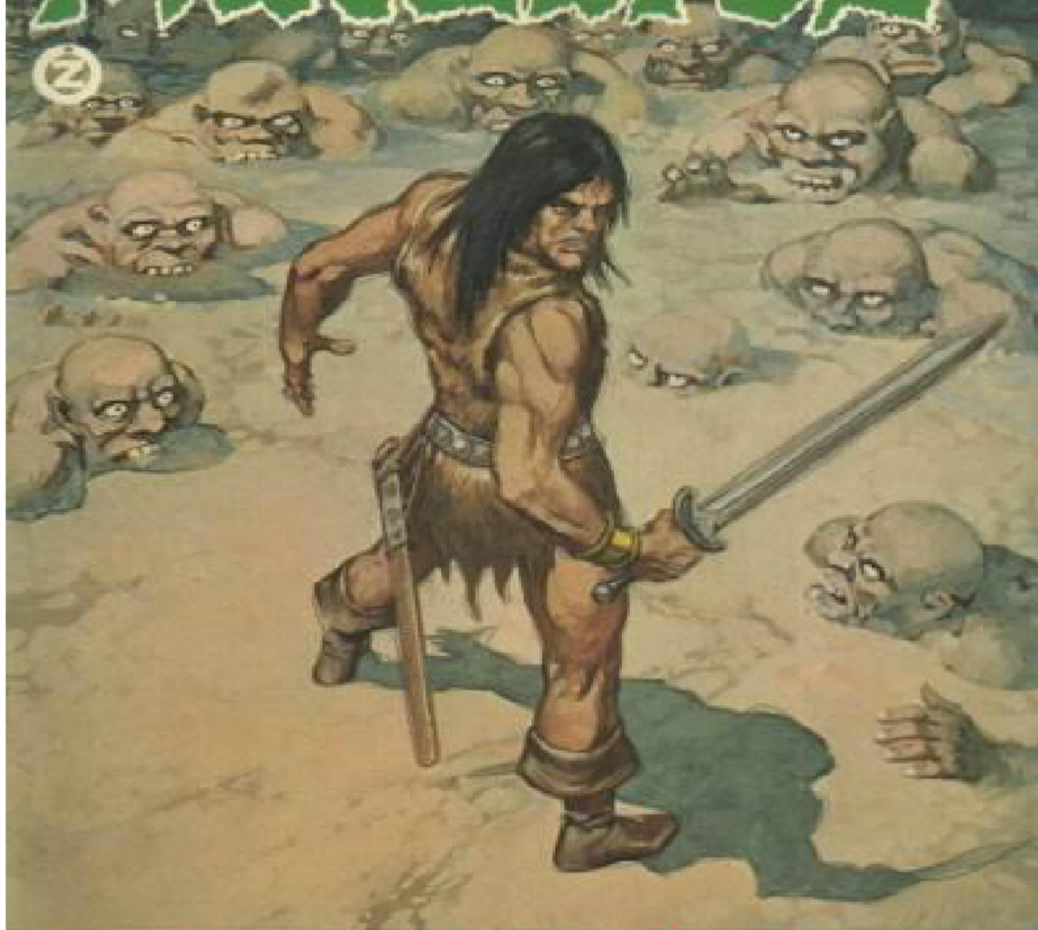
DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 29
DM 1,20
Österr. S 8; Schweiz Fr. 1.30
Schweden Kr 2.50 incl. oms
Italien L 350; Spanien Pts 38
Printed in Germany

Marubur, Herr der Wahnsinnshallen



Nr. 29

Marubur, Herr der Wahnsinnshallen

(Xantilon-Zyklus Teil 4)

Der blonde Mann mit den breiten Schultern saß leicht vornübergebeugt auf dem weißen Hengst, einem prächtigen Tier, das trotz der Beanspruchung noch kraftvolle Bewegungen machte. Seine klugen Augen beobachteten aufmerksam die Umgebung, als rechne es ständig mit einer Gefahr.

Der Reiter auf dem weißen Hengst, der auf den Namen Yümaho hörte, war niemand anders als Björn Hellmark.

Hellmark wußte nicht, daß er in Genf lebte, wußte nicht mehr, wie er hieß, und daß er aus dem 20. Jahrhundert stammte. Er hatte vergessen, daß er mit dem Zeitschiff Arsons, des Mannes aus der Zukunft, in die ferne Vergangenheit der Erde gestartet war, um herauszufinden, worauf der Untergang der in Blüte stehenden Insel Xantilon zurückzuführen war. Auf Xantilon, einem Land, das zur gleichen Zeit wie die sagenhaften Inselreiche Atlantis und Mu in einer Katastrophe unvorstellbaren Ausmaßes sanken, hatte offenbar eine Priestergruppe die Oberhand gewonnen, die sich gefährlichen und bedrohlichen Riten widmete. Unheimliche Mächte waren beschworen worden – und erschienen. Die Wirkung dieser Mächte verursachte schließlich den Untergang.

Björn Hellmark hatte noch in seiner Zeit herausgefunden, daß auch die Welt der Gegenwart noch von Wesen aus jenseitigen Reichen aufgesucht und bedroht wurde, daß Menschen, auf rätselhafte Weise manipuliert, in ihrer Freiheit eingeschränkt wurden und sich oft so verstrickten, daß sie Schaden erlitten und sogar den Tod fanden.

Was seinerzeit auf Xantilon geschah, hatte offenbar nicht zu einer Entscheidung geführt. Die entscheidende Auseinandersetzung sollte die Welt der Gegenwart erleben.

Die Kräfte, die seinerzeit auf Xantilon sich auswirkten, formierten sich neu. Eine Person – der Priester der Schwarzen Kaste, Molochos, der sich zum Herrscher über das Dämonenreich emporgeschwungen hatte – wollte die Welt unterwerfen und dem absolut Bösen zum Sieg verhelfen.

Das alles wußte Hellmark nicht mehr.

Er wußte auch nicht mehr, daß in seiner Begleitung sich zwei treue Freunde befunden hatten, die er während eines heftigen Erdbebens aus den Augen verlor. Ebenso unbekannt war ihm, daß er in seiner Eigenzeit, im Jahr 1975, eine Frau zurückgelassen hatte, die er liebte. Carminia Brado. Die hübsche Brasilianerin lebte in dem Luxusbungalow in Genf und wußte zu diesem Zeitpunkt ebensowenig vom Schicksal des geliebten Mannes wie Björn Hellmark etwas über sie wußte. Daß die Brasilianerin aber zu diesem Zeitpunkt durch eine trickreiche Manipulation in die Abhängigkeit der Dämonen geraten war, ahnte die rassige Südamerikanerin nicht.

Der Mann auf dem weißen Pferd befand sich in der Vergangenheit

und wußte nichts mehr von seiner Herkunft. Durch einen Unfall hatte er das Gedächtnis an seine eigene Vergangenheit verloren. Er wußte nur eins: er war ein Kämpfer gegen die Ungerechtigkeit, gegen das Böse. Er stellte sich den Herausforderungen der Geister und Dämonen. Seit Wochen war er unterwegs. Er hatte den Auszug der Menschen aus der Hauptstadt der Insel erlebt, war Zeuge deren Vernichtung geworden und wußte, daß dies alles nur Zeichen eines Anfangs waren.

Die Kräfte formierten sich. Ein neuer Angriff war nur noch eine Frage der Zeit. Der Untergang Xantilons stand in den Sternen. Seit seinem Aufenthalt in den grauen Vortagen der Welt war Hellmark mit Flüchtlingen aus der zerstörten Stadt, mit Hexenmeistern und Magiern und einsam reitenden Kriegern zusammengetroffen, die wie er auf der Suche nach den Dämonen waren und hofften, sie im Zweikampf zu besiegen. Durch diese Menschen hatte er viel erfahren und viel dazu gelernt. Er bewegte sich im phantastischen Sagenreich der Erde, als sei er hier geboren.

Das Gebirge, durch das er tagelang gestreift war, lag hinter ihm. Endlos weit und sonnenüberflutet dehnte sich die rot-orangefarbene Wüste vor ihm. Weit und breit war kein Baum und kein Strauch.

Es gab keinem Pfad, den er hätte benutzen können, kein Hinweisschild, das ihn auf eine besondere Wegstrecke aufmerksam gemacht hätte.

Das Gebirge war mit einem Mal zu Ende gewesen. Dort, so hatte es immer geheißen, befände sich der Sitz der dämonenverehrenden Schwarzen Priester. Er hatte ihre Spuren jedoch nicht gefunden.

Hellmark kam es vor, als befände er sich seit einer Ewigkeit in den Bergen, dabei waren erst vier Wochen vergangen. Nachdem er festgestellt hatte, daß die Suche nach den geheimen und verbotenen Orten vergebens gewesen war, hatte er das Ganze dennoch wiederholen wollen. Aber der weiße Hengst war nicht mehr in die Berge zurückgekehrt. Es war unmöglich gewesen, das Tier, das sonst willig folgte, zu lenken.

Yümaho lief direkt der Wüste entgegen.

Hellmark gab auf. In den vergangenen Wochen hatte er Gelegenheit genug gehabt, das Wesen des ungewöhnlichen Tieres zu studieren und näher kennenzulernen. Mehr als einmal hatte Yümaho bewiesen, daß man sich auf seinen Instinkt verlassen konnte. Er führte den oft vor Erschöpfung einschlafenden Hellmark, der sich hier in der Vergangenheit nur Kaphoon – der Namenlose – nannte, niemals verkehrt, niemals in eine Gefahr. Es war, als wolle der Hengst ihn vor unnötigen Belastungen bewahren.

Hellmark döste vor sich hin.

Die Hitze setzte ihm zu. Flimmernd stieg die Luft von dem Sandmeer empor. Es gab nirgends einen Fleck, wohin man sich hätte

begeben und Schatten suchen können.

»Yümaho«, sagte der Deutsche ohne die Augen zu öffnen, »wo hast du uns nur hingeführt?«

Das Pferd schüttelte leicht die Mähne, als wolle es damit ausdrücken, daß es diese Bemerkung nicht billige.

Hellmark atmete tief durch, richtete seinen Oberkörper auf und preßte mehrmals die Augen fest zusammen.

In der flimmernden, heißen Luft vor ihm zeigten sich schmerzhaft verzerrt die Umrisse einer paradiesischen Landschaft.

Palmen, weißer Strand, blaues Meer!

»Yümaho!« jubelte Hellmark, und schlug heftig auf den Hals des Reittieres. »Du bist ein Prachtstück. Ich habe ja gewußt, daß ich mich auf dich verlassen kann.« Palmen und blaues Meer – das bedeutet Kühle, ein Bad nehmen, schwimmen und ausruhen von den Strapazen, die hinter ihm lagen.

Ein Paradies am Ende der Wüste?

Er überlegte nicht mehr lange und handelte.

Kurzerhand sprang er vom Pferd und jagte in langen Sätzen nach vorn. Der rot-orangefarbene Sand spritzte mehlfein auf und sank langsam wieder zu Boden.

Plätschern von Wasser?

Das war kein Irrtum?

Hellmark warf sich nach vorn. Er glaubte über den weißen Strand zu laufen, und sah das endlos blaue Meer, auf dem sich die gleiche Sonne spiegelte, die den Wüstensand zum Sieden brachte.

Das Meer – so dicht vor ihm! Yümaho hatte ihn direkt darauf zugeführt.

Er glaubte direkt ins Wasser zu laufen, warf sich dann flach zu Boden und erwartete das Aufspritzen, aber da war kein Wasser.

Sand drang ihm in Mund und Nase, und er spuckte heftig und fluchte vor sich hin.

»Yümaho«, knurrte er, während er sich den Sand aus den Augen wischte. »Du bist schon ein merkwürdiges Vieh. Du bist kein Prachtpferd – du bist ein Trampeltier! Hat die Welt denn schon mal von einem Gaul gehört, der sich von einer Fata Morgana irritieren läßt?«

*

Er erhob sich und klopfte sich den Sand von der Kleidung.

Taumelnd sah Hellmark das Loch im Boden. Eine Wasserstelle?

»Wenn das nicht wieder…« knurrte er, und ging langsam darauf zu. Doch diesmal war es keine Luftspiegelung.

Er entdeckte menschliche Spuren. Demnach waren schon andere

vor ihm hiergewesen.

Das Wasser war nicht besonders frisch, es roch muffig, aber jeder Tropfen kam ihm vor wie eine Kostbarkeit. Er trank, wusch sich dann das Gesicht ab, nachdem er das Pferd versorgt hatte, und füllte seine beiden Wasservorratsbehälter, die er aus den Häuten erlegter Tiere angefertigt hatte.

Die Wasserstelle lag etwas geschützt hinter einer Bodenwelle. Hier ruhte Hellmark einige Stunden lang aus.

Morsche, verblichene Knochen riesiger, unbekannter Tiere dienten ihm dazu, sein zerfetztes Hemd zu stützten, das er als Dach benutzte, um sich Schatten zu spenden.

Er legte sich darunter. Das zerschlissene Hemd bot nur einen schwachen Schutz vor der grellen Sonne. Yümaho stand neben ihm. Dem Pferd schien die Hitze überhaupt nichts auszumachen.

Hellmark fiel in einen leichten Schlaf. Träume plagten ihn, Träume, die zu Erinnerungen wurden. Im Schlaf füllte sich die Lücke in seinem Bewußtsein, und für kurze Zeit wurde ihm bewußt, wer er wirklich war, wo er sich aufhielt, wie er in diese unheimliche Situation geraten war und wohin er wollte.

Das offene Meer war sein Ziel! Dorthin begaben sich viele, wenn sie noch die Gelegenheit dazu hatten.

Als Hellmark wußte er, daß nur das Meer ihn retten konnte, daß es purer Wahnsinn war, sich länger als unbedingt notwendig auf der Insel aufzuhalten. Xantilon würde in der Mitte auseinanderbrechen, und jeder, der sich zu diesem Zeitpunkt noch auf der Insel befand, war rettungslos verloren.

Als er erwachte, waren zwei Stunden vergangen, und es kam ihm nicht so vor, als ob die Sonne in dieser Zeit bedeutend weitergewandert wäre.

Heiß brannte sie noch immer vom Himmel.

Björn baute sein primitives Lager ab und zog sein zerfetztes Hemd wieder über, um sich vor der direkten Sonneneinstrahlung zu schützen.

Er bestieg Yümaho und ritt weiter durch die unbekannte Wüste.

Am späten Nachmittag erreichte er eine wellenförmige Landschaft. Warmer Wind strich über den staubfeinen Sand und es war, als ob dieser Wind immer aus einer Richtung zu kommen schien und im Lauf der Jahre diese wellige Dünenlandschaft geschaffen hätte.

Der Reiter zog tief die Luft ein, und auch der weiße Hengst hob schnuppernd die Nase.

Hellmarks blaue Augen blickten in die Ferne.

»Die Luft ist frischer, würziger«, kam es leise über seine Lippen, er sprach mit dem Pferd. Hellmark nutzte jede Gelegenheit, etwas zu sagen, um Yümaho an seine Stimme zu gewöhnen. »Meeresluft,

Yümaho?«

Das Pferd schnupperte, seine Nüstern bewegten sich stärker, und dann ging es einfach weiter, ohne daß Hellmark ihm ein Zeichen dafür gegeben hätte.

Tief sanken Yümahos Hufe in den weichen Sand. Es war ein beschwerlicher Ritt, der viel Kraft kostete.

Der Reiter, dem diese Welt fremd war und der vor Antritt der Reise nicht wußte, wohin sein Weg führte, fühlte Übelkeit in sich aufsteigen. Ein kurzer Schwindel ergriff von ihm Besitz. Er tastete nach einem Wasserbehälter, öffnete ihn und setzte ihn an. Die warme Brühe war nicht dazu angetan, seine Lebensgeister anzukurbeln.

Hunger wühlte in seinen Eingeweiden.

Seit zwei Tagen hatte er nichts mehr zu sich genommen, nun zeigten sich die Folgen.

Der Anfall ging vorüber. Er konnte wieder besser durchatmen und sah die Bilder um sich herum klarer.

»Knurrt dir noch nicht der Magen, Yümaho?« fragte Hellmark leise, seiner Stimme einen ruhigen Klang gebend. Auch das Pferd hatte seit zwei Tagen nichts gefressen. Hier in dieser Einöde grünte keine Pflanze, die ihm als Nahrung hätte dienen können.

Es war erstaunlich, wie der Hengst mit diesen Strapazen fertig wurde. Yümaho war in der Tat ein Wunderpferd, genauso wie der sterbende Varok, der dieses Pferd nach hartem Kampf überwunden hatte, es bezeichnete.

Das Tier war kraftvoll und äußerst genügsam und verfügte über außergewöhnliche Instinkte. Es besaß eine auffallende Klugheit, wie sie oft bei seltenen Pferden auftrat.

Yümaho guckte ihn traurig aus großen, schwarzen Augen an, als hätte er verstanden, was Hellmark zu ihm sagte.

Zwischen den welligen Dünen, die sich in Folge des darüber hinweggleitenden Sandes in ständiger Bewegung zu befinden schienen, erkannte er plötzlich einen bizarren Schatten.

Schon von weitem vermutete er, daß es sich um einen einzelnen, aus dem sandigen Untergrund ragenden Fels handelte.

Hellmark behielt recht.

Der schwarze, fast zehn Meter hohe Stein hatte einen Umfang von mehr als vier Metern. Er war völlig zerklüftet, und verbreiterte sich nach oben, so daß es aussah, als ob es sich um einen stilisierten eckigen Schädel handele.

Die Tatsache, daß dieser Stein vorhanden war, daß es sich um keine Fata Morgana handelte, ließ dem Reiter keine Ruhe.

Dieser bizarre Klotz erinnerte in der Einsamkeit an einen vom Himmel gestürzten Meteoriten. Vielleicht war es ganz und gar einer?

Beim Näherkommen aber mußte Hellmark seinen ersten Eindruck

revidieren.

Der Stein war bearbeitet. In der Mitte des verwitterten Kolosses befand sich eine offenbar mühsam glatt geschliffene Stelle, auf die in ungelenken xantilonschen Schriftzeichen eine Nachricht eingraviert worden war.

Hellmark konnte sie entziffern, nachdem er Flugsand und Staub entfernt hatte und die Schriftzeichen sich scharf aus dem Hintergrund hervorhoben.

»*Wanderer, sei auf der Hut. Kurz ist der Weg zum Meer, doch dazwischen liegt das Reich Maruburs, des Herrn der Wahnsinnshallen. Meide die Tore der Stadt, meide den Klang der Pfeifen! Verloren bist du, nie wieder kehrst du aus den schaurigen Hallen…*«

Hellmark dachte nach über den Sinn der Worte, aber er begriff nur die Warnung als solche und verstand nicht, wer damit gemeint war.

Marubur?

Er sprach den Namen leise vor sich hin und lauschte dem Klang der eigenen Stimme, als würde er dadurch mehr erfahren.

Ein leise rieselndes Geräusch lenkte ihn ab und ließ ihn herumfahren.

Was er sah, führte dazu, daß ihm das Blut in den Adern gefror.

Über eine Düne ragten zwei verkrampfte Hände und zogen sich langsam in die Höhe.

Auf der anderen Seite des Sandhügels lauerte jemand.

*

Thomas R. Slayton klappte die Unterschriftmappe zu und reichte sie an die neben dem wuchtigen Schreibtisch stehende Sekretärin.

»Ist das alles für heute, Miss Lawfield?«

»Ja, Mister Slayton.«

Der Bankier nickte. »Fein, dann hätten wir es ja wieder mal geschafft. Bringen sie die Post noch auf den Weg!«

Er warf einen schnellen Blick auf die Uhr, während Miss Lawfield lautlos wie ein Schatten im Vorzimmer verschwand.

Slayton legte Wert darauf, gerade montags pünktlich aus dem Büro zu kommen. Einmal in der Woche fand ein Bridgeabend statt. Abwechselnd gingen diese Zusammenkünfte mal bei diesem, mal bei jenem Freund über die Bühne.

Diese Abende mochte er sehr. Sie entspannten ihn. Daran waren nicht nur die Kartenspiele schuld. So richtige Bridgeabende waren das eigentlich gar nicht mehr, zu denen sie sich trafen. Das war nur anfangs der Fall gewesen.

Jetzt hatten die Abende, zu denen sich jeweils sieben Leute trafen, mehr Clubcharakter. Der jeweilige Gastgeber sorgte für eine gute

Mahlzeit, für gute Getränke und für Unterhaltung. In den sich dabei entwickelnden Gesprächen wurde politisiert, wurden die neuesten Witze weitergereicht und über die letzte Entwicklung auf dem Geld- und Devisenmarkt gesprochen. Es gab kein Thema, das man ausnahm. Man redete auch über die Frauen – und manchmal nahmen auch Frauen an diesen Herrenabenden teil. Doch es handelte sich dabei grundsätzlich nicht um die Ehefrauen der fünf gestandenen Männer. Zwei aus der Gruppe waren ohnehin unverheiratet. Und wenn die Reihe an diesen Gastgebern war, wurden die Bridgeabende stets besonders amüsant. Da hatte man schon Hostessen und Call-Girls eingeladen. Striptease-Tänzerinnen und andere Unterhalterinnen, und niemand war bisher auf den Gedanken gekommen, daß die Bridgeabende im Haus der beiden Junggesellen eine ganz andere Atmosphäre hatten, als wenn ein verheirateter Gastgeber an der Reihe war und die betroffenen Ehefrauen – wenn auch abwesend – unvermutet auftauchen konnten.

Thomas R. Slayton war neunundvierzig Jahre alt. Er war Bankier der »Union Bank« und hatte diesen Posten seit Jahren inne. Slayton, ein jovialer Mann mit glattgescheiteltem Haar, Brillenträger, stets gutrasiert und nach einem dezenten, nicht gerade billigen Männer-Eau-de-Cologne duftend, war allseits beliebt. Als hiesiger Filialleiter stand er im hohen Ansehen bei seinen Vorgesetzten, seine eigenen Untergebenen wiederum mochten ihn wegen seiner menschlichen Art.

Slayton ordnete alles fein säuberlich auf seinem Schreibtisch, warf einen flüchtigen Blick in den Terminkalender für den morgigen Tag und war mit der Aufteilung zufrieden. Seine Sekretärin belegte die nach den Bridgeabenden folgenden Dienstage nie so sehr wie die anderen Tage. Das hatte sich bestens eingespielt.

Der Kalender auf seinem Schreibtisch zeigte den 6. Januar.

Ein klarer, viel zu milder Wintertag ging zu Ende.

Slayton stand noch eine Weile versonnen hinter der Panoramascheibe seines im dreizehnten Stockwerks liegenden Büros und starrte über das markante Häusermeer New Yorks.

Dann ging er zum Lift und ließ sich nach unten tragen. Vor dem Bankgebäude standen schon der chromblitzende Ford und sein Chauffeur bereit, der bei seiner Annäherung die Tür aufriß und ihn freundlich begrüßte.

Danach setzte sich der Chauffeur hinter das Steuer und startete den Wagen, ohne ein Wort zu verlieren.

Die Club-Abende wiederholten sich in einem ganz bestimmten Rhythmus. John, der Chauffeur, kannte die einzelnen Ziele. Nur wenn sich unverhofft etwas änderte, weil ein Mitglied des Bridge-Clubs plötzlich umdisponieren mußte, änderte sich etwas im Rhythmus. Aber das teilte ihm Thomas R. Slayton dann schon mit.

Der Bankier lehnte sich wohlig zurück und entspannte sich.

Der heutige Abend sollte bei Jeff Mills stattfinden. Mills war Junggeselle und wohnte in einem kleinen Haus rund vierzig Meilen außerhalb der Riesenstadt. Er verdiente sich als Manager die nötigen Brötchen und vermittelte Künstler von Funk und Fernsehen für Auftritte bei Vereinen, im Privatbereich, zu Modenschauen und ähnlichem. Mills hielt sich normalerweise sonst auch länger in seinem New Yorker Büro auf, doch an den obligaten Montagen kehrte er seinem Domizil stets früher den Rücken.

Slayton mußte sich im stillen eingestehen, daß Jeff Mills stets die besten Einfalle hatte, was das Überraschungsmoment anbetraf. Aber das war kein Wunder, bei seinen Verbindungen! Würden Jane Mansfield und Marylin Monroe noch leben, Slayton war überzeugt davon, daß Mills auch die schon zu den Bridgeabenden verpflichtet hätte.

Was mochte er sich wohl für den heutigen Montag ausgemacht haben?

Es machte dem Bankier Spaß, ein bißchen zu rätseln. So kam er schon in die richtige Stimmung.

Er ahnte zu diesem Zeitpunkt noch nicht, daß dieser Montag sich von allen Montagen zuvor unterscheiden würde, daß Kräfte und Mächte wirksam und er mit Dingen konfrontiert werden sollte, die weit über seine Vorstellungskraft hinausgingen.

Marubur, der Herr der Wahnsinnshallen, von dem er nie gehört hatte, war in ihm.

*

Ein Drink zur Begrüßung, erster Gedankenaustausch, netter Plausch…

Alle sieben waren da.

Joe und Bob, die beiden Brüder, die ein Konstruktionsbüro in New York hatten, Phil der Architekt, Henry, das Super-As unter den Rugby-Spielern und Gil Sanders, freier Mitarbeiter der größten Zeitungen in und um New York und zahlreicher überregionaler Wochenblätter.

Es ging ungezwungen und fröhlich zu wie immer. Ehe man sich versah, wurde es draußen dunkel.

In dem exquisiten Gebäude das im Landhausstil eingerichtet war, duftete es nach gebratenem Huhn, nach Ente und exotischen Gewürzen.

Für das erste Viertel des Abends hatte Jeff Mills einen chinesischen Koch und zwei jungen Malaiinnen angeworben, die das Essen bereiteten und auftrugen.

Eine ganze Stunde lang speisten sie.

Für zehn Uhr – nachdem Koch und Serviermädchen das Haus verlassen hatten – war der zweite Teil der Überraschung vorgesehen.

Bis dahin wollte man dem Namen Rechnung tragen, der den Club bezeichnete, und der fünfundvierzigjährige Jeff Mills führte seine Gäste in den mit grünen und roten Velourstapeten und Teppichböden ausgestatteten Spielsalon, in dem er außer einigen Spieltischen auch ein Original-Roulett aus Las Vegas untergebracht hatte, das dort ausrangiert worden war.

Mills spielte leidenschaftlich gern, und er hatte die Erfahrung gemacht, daß zu jeder passenden und unpassenden Gelegenheit seine Gäste – auch bei anderen Parties – für diese Art von Unterhaltung die gleiche Schwäche zeigten.

Hier in diesem Spielsalon wurde mit echten Einsätzen gespielt. Das Los bestimmte den Croupier – und die anderen waren die Spieler.

Die Zeit bis zur zweiten Überraschung verging wie im Flug.

Eine Minute vor zehn verschwand Jeff Mills. Gleich darauf verlöschten alle Lichter im Haus.

Zwei oder drei dunkle Männerstimmen machten zweideutige Bemerkungen, dann hielten sie den Atem an.

Irgendwo im Haus wurde eine Tür geöffnet. Leises Rascheln…

»Mach es nicht so spannend, Jeff!« rief Gil Sanders. Der Reporter war der jüngste in ihrem Kreis. »Zeig uns schon, was du da angeschleppt hast!« Gil Sanders sah gut aus. Er hatte dichtes, kastanienbraunes Haar, männlich markante Züge, breite Schultern und schmale Hüften. Er trug wie alle hier in dieser Gruppe nur maßgeschneiderte Kleidung und hatte eine Schwäche für modische Gags.

Sanders hatte sich vor vier Monaten von seiner Frau getrennt, da seinen Worten nach ein Zusammenleben mit ihr nicht mehr möglich war. Er hatte die Scheidung eingereicht, aber seine Frau bereitete ihm Schwierigkeiten, und alles schien doch nicht ganz so planmäßig über die Bühne zu laufen, wie der Charmeur Sanders das gehofft hatte.

Seine Worte waren kaum verklungen, da grellte schlagartig das Licht auf.

Sie standen alle vor der breiten Marmortreppe, die in die oberen Stockwerke führte und in dieser Ausstattung und Breite in jeder gängigen Fernsehshow von vielen Stars begeistert betreten worden wäre.

»Donnerwetter!« Slayton mußte zweimal hinsehen.

Auf der obersten Stufe der Treppe standen sieben hübsche Mädchen im Bikini, dunklen Strumpfhosen und aufgebundenen Hasenohren.

»Er hat Bunnies besorgt!« brüllte jemand.

»Sieben! Eine für jeden!« sagte Jeff Mills, von der Seite her

auftauchend. Er grinste übers ganze Gesicht. »Die Mädchen sind den ganzen Abend schon da. Ich habe sie oben versteckt. Wir hatten heute nachmittag bereits eine Generalprobe.«

»Generalprobe?« wunderte Sanders sich. »Du willst damit doch nicht sagen, daß du erst noch üben mußtest, um…«

»… ihnen zu zeigen, wo welche Räumlichkeiten liegen und welche Versteckmöglichkeiten es hier im Haus gibt«, nahm Mills das Wort wieder an sich. »Ich mußte doch fair sein. Ihr kennt euch hier aus wie in eurer eigenen Hosentasche. Die Mädchen waren fremd. Ich gebe das Zeichen. Bei los geht das Licht aus, die Stereoanlage an. Auf dem Band ist für zwei volle Stunden Musik. Schöne Musik! Zum Tanzen, zum Schmusen, zum Träumen. Jungs! In zwei Stunden muß ich die Girls zurückgeben, da werden sie hier abgeholt und müssen ihre Freundinnen im ›Green Kakadu‹ ablösen. Um Mitternacht ist der Spaß zu Ende, da hilft alles nichts.«

Er ging um die Gruppe herum. Seine Stereoanlage, versehen mit zahlreichen Extras, konnte sich sehen lassen. Von hier aus konnte er eine vollelektronische Anlage steuern, von hier aus ließ sich das Licht im ganzen Haus ein- und ausschalten. Es gab Verzögerungsschalter, die für Schummerlicht sorgten. Für solche Spielereien hatte Mills, der vor Eröffnung seiner Künstleragentur Elektriker gelernt hatte, etwas übrig.

»Haltet euch also dran, Jungs!« fuhr er fort. Sein Gesicht glühte, und man sah ihm an, daß das Ganze ihm einen Heidenspaß bereitete. »Es liegt an euch, wie lange ihr braucht, um eine zu fangen. Sobald das Licht ausgeht, laufen die Girls davon. Und wir immer schön hinterher. Das ganze Haus gilt als Schlupfwinkel. Das Dachgeschoß ebenso wie die Kellerräume. Je länger einer braucht, seine Auserwählte zu finden, desto weniger lang ist er mit ihr später zusammen. Die Mädchen sind eingeweiht. Sie sind nicht prüde, sie machen jeden Spaß mit.«

»Red nicht so lang daher, Jeff«, warf Phil, der Architekt ein, »das geht von der Zeit ab. Daß die Girls nicht hierhergekommen sind, um Geschirr in der Küche zu spülen, ist mir auch klar.«

Mills legte die Rechte auf den flachen Schalter.

»Ran an den Speck, Jungs! Ich wünsch euch viel Glück. Los!«

Plötzlich wurde es stockfinster, und im gleichen Moment begannen die verborgenen Lautsprecher, die überall im Haus installiert waren, zu dröhnen.

Rhythmisch und wild war die Musik, die durch das Haus hallte. Sie paßte genau zur Situation. Die Männer preschten los.

Mehr zu ahnen als zu sehen, waren die Bewegungen der tänzerisch davonspringenden Girls.

Es war stockdunkel im Haus. Alle Türen waren verschlossen und

an sämtlichen Fenstern waren die Rollos herabgelassen.

Oben auf der Galerie gab es schon die ersten Versteckmöglichkeiten.

Riesige Vasen und Aufbauten, mannshohe Statuen und große Kunstwerke, die Mills von seinen Auslandsreisen mitgebracht hatte, zierten die geräumige Galerie.

Zwei Mädchen versteckten sich hier oben, die anderen huschten in verschiedene Zimmer, krochen unter Betten oder Federbetten, zwängten sich in Schränke oder suchten ihr Versteck auf dem Dachboden.

Wie Schatten glitten die suchenden Männer an den beiden Mädchen vorbei.

Das eine löste sich sofort hinter der mannshohen Statue, die am Stück aus einem Stamm herausgearbeitet worden war und Mills aus Nigeria mitgebracht hatte.

Noch immer unter den Klängen der wilden Musik, mit der Mills die hektische Jagd unterstrich, lief das Girl wie schwerelos die breiten Marmorstufen hinab und ließ die Linke an dem messingfarbenen geschwungenen Geländer schleifen.

Jeff Mills hockte neben der Anlage. Drei dunkelrote Lichter zeigten die Betriebsbereitschaft des Geräts.

Das Girl mit den langen, schwarzen Haaren, den mandelförmigen Augen und dem vollen Mund huschte direkt auf den Manager zu.

»Da bin ich«, flüsterte sie.

Er legte seine Hände um ihre Hüften und zog sie langsam zu sich heran.

»Das ging schnell. Ich bin froh, daß Sie niemand bemerkt hat, Daisy. Machen wir uns gleich aus dem Staub, ehe einer merkt, daß ich gemogelt habe. Aber als Gastgeber sollte man doch wenigstens einen kleinen Vorteil haben, nicht wahr? Wohin gehen wir? Ah, ich hab’ es! Runter in die Kellerbar, dort vermutet uns keiner. Die haben alle oben zu tun. Nutzen wir die Zeit, bevor es zwölf schlägt. Trinken wir zuerst Brüderschaft, damit wir uns näher kennenlernen.«

Er hakte die grazile, gutgebaute Tänzerin ein und eilte mit ihr die Stufen zur Kellerbar hinab.

*

Thomas R. Slayton war aus seiner Sicht einer der Glücklichen, die nicht zuviel Zeit aufwenden mußten, um in der Dunkelheit ein Mädchen zu finden.

In der Bibliothek hatte sich eine Schöne zwischen Vorhang und Bücherwand versteckt. Slayton fand sie auf Anhieb.

Er zog sie an sich, und sie tanzten einen Blues, der in diesen

Sekunden zu spielen anfing.

Sie war eine gute Tänzerin.

Slayton erfuhr, daß sie Brenda hieß.

Als er am Fenster vorbeitanzte, nahm er wie zufällig einen Teil des schweren Samtvorhangs mit und drückte ihn zur Seite.

Aus der Dunkelheit im Raum wurde Dämmerung.

Slayton erblickte schemenhaft seine Umgebung. Ein bis an die Decke reichendes Bücherregal, alte Kleinmöbel, mit geschmackvollen Details dekoriert. Hier war es eine altmodische Lampe, dort ein silbernes Tablett mit feinziselierten silbernen Tassen und einer wunderschön geschmiedeten Kanne.

In der Ecke, genau der Bücherwand gegenüber, befand sich der rustikale Kamin. Davor ein Tigerfell mit einem prächtigen Kopf und großen, schimmernden Augen, daß es schien, das Tier lebe noch und halte nur die Luft an.

»Aber es ist ein bißchen platt«, meinte Slayton, witzig darauf anspielend, als sie darüber schritten, um sich die interessante Bar anzusehen, die Mills in Form eines schmalen Kaminschranks unmittelbar neben der Esse in die Wand gebaut hatte. Ein schmiedeeisernes Gitter in Form eines verkleinerten Tores bewahrte die Flaschen und Gläser vor dem Zugriff. Aber das Gittertor war nicht abgeschlossen.

Slayton kicherte, nahm zwei Gläser aus dem Kaminschrank und wählte dann zwischen den Flaschen einen besonders kostbaren, alten Whisky aus Schottland.

»Na, der wird uns munden«, flüsterte er, und schüttete die Gläser randvoll. »Mhm, wie der duftet!« Er sah sich um. »Ich glaube, wir machen es uns hier gemütlich, Brenda. Hier haben wir alles, was wir brauchen. Fehlt nur noch das Kerzenlicht.«

»In der Dunkelheit ist es doch auch schön.« Ihre Stimme ließ einen Schauer über seinen Rücken laufen.

»Klar! Aber wenn ich ein bißchen mehr von dir sehen könnte, wäre das noch viel netter. Einen solchen Prachthasen bekommt man nicht alle Tage zu sehen.«

Sie saßen vor dem Kamin auf dem seidigen Tigerfell und tranken kurz hintereinander mehrere Whiskys.

Anheimelnde Musik erklang aus dem verborgenen Lautsprecher, nicht zu laut, nicht zu leise, gerade richtig.

Mills hatte das richtige Band aufgelegt. Die Stimmung haute genau hin.

Nach dem dritten Whisky stellte Slayton sein Glas auf den Kaminsims.

»Ich glaube, damit müssen wir jetzt Schluß machen«, sagte er und nahm die angebrochene Flasche mit dem kostbaren Inhalt hoch und

hielt sie gegen das Fensterviereck, um den gesunkenen Flüssigkeitsspiegel zu begutachten. »Mills macht uns schadenersatzpflichtig, wenn wir dieses Stoffchen allein zu unserem Privatvergnügen verputzen. Ich glaub, ich geh mal kurz runter und hol eine Flasche Champagner. Ich bin gleich wieder da.«

Doch er kam überhaupt nicht weg. In diesem Augenblick nämlich, wurde er wahnsinnig…

*

Ein Ruck ging durch seinen Körper. Wie im Krampf umspannte er das Whiskyglas und übte einen solchen Druck darauf aus, daß es plötzlich knirschte und in seiner Hand zerbrach.

Brenda hörte das Geräusch und begriff im ersten Moment überhaupt nicht, was geschehen war.

»Ist das Glas gesprungen, Tom? Warte, ich hol dir ein neues!« Mit diesen Worten beugte sie sich vor. Slayton kam ihr entgegen.

Ganz dicht sah sie das glatt rasierte, duftende Gesicht vor sich.

Sie lächelte, doch das Lächeln gefror auf ihrem Gesicht, als sie in die unnatürlich weit aufgerissenen, kalt glitzernden Augen sah, in denen der nackte Wahnsinn stand!

»Tom! O, mein Gott, was ist denn… nur los mit dir?«

Sie wollte sich noch zurückwerfen, doch er war schneller. Die Rechte, die das zerdrückte Glas hielt, klatschte ihr ins Gesicht.

Die Glassplitter bohrten sich in ihre Wangen, Stirn, Nasenspitze und Oberlippen. Die scharfkantigen Splitter ritzten die Haut, und Blutstropfen quollen aus zahlreichen Schnittwunden.

Brenda schrie gellend auf, daß es schaurig und nervtötend durch das ganze Haus hallte.

Abwehrend streckte sie die Hände nach vorn, versetzte Slayton einen Stoß gegen die Brust und schaffte es trotz ihrer Schmerzen, unter der abermals nach vorn schnellenden Hand unterzutauchen und sich zur Seite zu rollen.

Brenda sprang auf die Füße. Sie war schneller als Slayton, beweglicher.

Sie stolperte über den Schädel des bengalischen Tigers, stürzte und robbte auf allen vieren zur Tür, als sie merkte, daß der Verrückte ihre Absicht erkannt hatte.

Sie wollte zur Tür, weg von diesem Wahnsinnigen!

Da war Slayton schon auf den Beinen, warf sich gegen die Tür, und ehe sie es verhindern konnte, drehte er den Schlüssel im Schloß herum, riß ihn heraus und steckte ihn in seine Hosentasche.

»Hilfe! Hiiilllfeee!« brüllte Brenda. Ihre Stimme überschlug sich, ihr Herz schlug wie rasend, und der Schweiß brach ihr aus allen

Poren.

Thomas R. Slayton näherte sich ihr mit baumelnden Armen wie ein Orang Utan. Er gab krächzende Laute von sich, sein Gesicht war kreidebleich, und die Augen schienen aus ihren Höhlen zu quellen.

Sein Gesicht wirkte seltsam aufgedunsen, und Schaum flockte auf seinen Lippen.

Was ihm im Weg stand, warf er um. Es polterte und krachte in der Bibliothek mit dem rustikalen Kamin. Was er zwischen die Finger bekam, warf er der bikinibekleideten Tänzerin entgegen. Bücher und Uhren, Bilder und Gläser, volle Flaschen. Wenn sie ihr Ziel verfehlten, platzten sie am Kamin, und Whisky, Sherry, Kognak, Schnaps und Liköre liefen an der Wand herab, bildete eine klebrige Lache auf dem Boden.

Brenda kam nicht mehr auf die Beine. Schwere Bücher krachten gegen ihre Schulter und ihren Kopf. Sie hörte sich nur noch schreien.

Stimmen und Schreie drangen auch von draußen herein.

»Aufmachen! Zum Donnerwetter noch mal! Slayton! Was geht denn da drin vor? Was soll der Unsinn?«

Es war Mills Stimme. Harte Männerfäuste trommelten gegen die Tür und rüttelten an der Klinke.

»Er bringt… mich um… so helft mir doch!« Nur noch ein heiseres Flüstern. Eine Flasche traf sie an der Schläfe. Instinktiv brachte die dunkelhaarige Brenda noch ihre Hände in die Höhe und wollte den Schlag abwehren. Aber ihre Kräfte waren am Versagen.

Sie kippte auf die Seite. Ihre Hände bluteten. Sie war übergossen mit Whisky und Kognak. Aus Büchern herausgerissene Seiten klebten an ihrem Körper. Der Verschluß ihres BHs war aufgerissen, auf ihrem nackten Oberkörper mischte sich mit grünem klebrigen Pfefferminzlikör das Blut aus den Schnittwunden.

Ein Mensch war zur Bestie geworden!

Slayton tobte und schlug alles kurz und klein, als Brenda sich nicht mehr rührte.

Dann erfolgte ein Krachen und Bersten von der Tür her.

Zu zweit warfen sie sich von außen dagegen, um des Schloß aus der Verriegelung zu sprengen. Mills und Gil Sanders schafften es beim zweiten Anlauf.

Ein Bild des Grauens bot sich ihren Außen, als die Tür nach innen flog und hart geigen die Seitenwand knallte. Zerrissene Bücher und zersplitterte Flaschen, Gläser, verwüstete Bilder und zerschmetterte Vasen. Von einer alten Uhr, die aus dem 17. Jahrhundert stammte, und die Jeff Mills teuer in Paris erstanden hatte, waren nur noch verbogenen Zeiger, ein erdrücktes Zifferblatt und umherfliegende Zahnräder übrig. Das Porzellangehäuse war in tausend Stücke zersplittert.

Totenstille!

Sie sahen neben dem Kamin Brendas zusammengebrochene Gestalt.

Und sie sahen – Thomas R. Slayton.

Er stand in dem verwüsteten Raum, den er in seiner unverständlichen Wut zertrümmert hatte.

Slayton hatte sich das Tigerfell übergeworfen und den Kopf zwischen Unter- und Oberkiefer des Raubtierschädels eingeklemmt, so daß es aussah, als wäre sein Körper mit dem Fell verwachsen.

Die baumelnden Arme unter den flachen Gliedmaßen und dem Fell waren kaum wahrnehmbar.

Slaytons Gesicht zwischen den gewaltigen Kiefern der erlegten und präparierten Raubkatze wirkte klein, verloren und weiß. Seine Stirn und sein Haaransatz waren überhaupt nicht auszumachen. Der nach vorn springende Oberkiefer des Tigers verdeckte das obere Gesichtsdrittel.

Die Augen des Bankiers glühten, und in der merkwürdigen Maskerade sah er aus wie ein fremdes, rätselhaftes Wesen aus einer anderen Welt.

Aus seinem Mund kam ständig nur ein einziges, dumpfes Wort.

»Marubur… Marubur… Marubur…«

*

Nur eine Sekunde währte die Erstarrung der Zeugen des unfaßbaren Geschehens.

Dann wurden sie gefordert.

Mit einem wilden Aufschrei stürzte Thomas R. Slayton sich auf seine Freunde. Er schlug um sich, krallte einem die Fingernägel ins Gesicht, boxte sich mit Ellbogen den Weg frei und schrie und tobte wie ein Besessener.

Zu dritt warfen sie sich auf ihn, während zwei andere in die Bibliothek rannten, um zu sehen, was mit der reglos auf dem Boden liegenden Brenda los war.

»Tom!« brüllte Jeff Mills. Sein Gesicht war vor Erregung gerötet. Er schlug dem Bankier mit der flachen Hand mehrmals ins Gesicht. »Verdammt noch mal! Komme zu dir!«

Aber Slayton schien ihn überhaupt nicht zu hören.

Er krächzte nur, spie Mills ins Gesicht, versuchte sich loszureißen, und es war erstaunlich, welche Kräfte er bei diesen Versuchen entwickelte.

»Er ist sinnlos betrunken!« kreischte eines der Mädchen, die mit heraufgekommen waren.

Mills schüttelte den Kopf. »Unmöglich! In der kurzen Zeit kann

kein Mensch soviel in sich hineinschütten.« Er hatte einen furchtbaren Verdacht. Rauschgift!

Slayton schien von irgend etwas eine Überdosis genommen zu haben.

Doch so schnell wie ihm dieser Gedanke gekommen war – so schnell verwarf er ihn wieder.

Hier in der Clique nahm keiner Rauschgift. Er, Mills, war zu manchem Klamauk aufgelegt, aber bei Rauschgift hörte der Spaß bei ihm auf. Dafür brachte er kein Verständnis auf. Die anderen dachten ebenso. Slayton war nicht süchtig. Aber warum verhielt er sich nur so widerborstig, warum schlug und trat er nach allem, warum war sein Blick so glasig?

»Er hat den Verstand verloren!« sagte da eine Stimme neben ihm. Gil Sanders machte die Bemerkung, und ahnte nicht, daß er damit unbewußt auf die stillen Fragen des Gastgebers einging. »Er ist wahnsinnig geworden!«

Es war Mills, als ob eine eiskalte Hand ihm über den Rücken fahre.

»Müssen wir einen Arzt holen?« fragte er und warf einen schnellen Blick zurück in die Bibliothek, die hellerleuchtet war. Er sah, daß Joe und Bob, die beiden Brüder aus New York, sich um Brenda kümmerten und die Stöhnende aufrichteten.

»Ich fürchte, ja. Vielleicht sogar die Polizei«, entgegnete Sanders darauf. Sein Gesicht war wie aus Stein gemeißelt. Mit gemeinsamer Anstrengung brachten sie es fertig Slaytons Hände auf den Rücken und seine Füße zusammenzubinden. Auf diese Weise war es leichter, ihn die Treppe hinabzutragen und seine Bewegungen unter Kontrolle zu halten.

Er rollte mit den Augen, zuckte noch immer wie im Krampf und versuchte, sich von seinen notwendigen Fesseln, die ihn vor sich und die anderen vor ihm schützen, zu befreien. Vergebens!

»Die Polizei?« Mills sah den Reporter groß an. »Das hat mir gerade noch gefehlt. Einen Skandal kann ich mir nicht leisten.«

»Zumindest wirst du nicht darum herumkommen, einen Arzt zu rufen. Slayton ist fertig. Das sieht ein Blinder mit dem Krückstock, mein Lieber.«

»Was ist nur los mit ihm?«

Sanders zuckte die Achseln. »Wenn ich es genau wüßte, würde ich es dir sagen, Jeff.« Der Reporter starrte auf den Bankier, der die Lippen bewegte und manchmal leise, manchmal laut diesen einen unverständlichen Begriff ausstieß: »Marubur!«

»Marubur? Was will er nur damit sagen? Wen oder was meint er damit?« fragte Mills.

Die anderen umstanden sie stumm und drehten ratlos ihre zum Teil leeren Gläser in der Hand. Die Mädchen hatten sich

zusammengeschart. Die Stimmung war hin.

Niemand registrierte die ersten sanften Klänge des ›Tennessee-Waltz‹, die in diesen Sekunden, von rauchiger Frauenkehle gesungen, aus den Lautsprechern drangen.

Mills kümmerte sich um Brenda. Die sah schlimm aus. Er verarztete sie selbst, so gut es ging. Dann aber sah er ein, daß er die Verantwortung nicht tragen konnte.

Er rief einen Arzt aus der Nachbarschaft an, mit dem er befreundet war und zu dem er Vertrauen hatte, daß der Mann über das schwieg, was er hier zu sehen bekam.

Doktor Scoota kam. Er war Mitte fünfzig, trug dicke Koteletten, die leicht angegraut waren, und sah sich zuerst die verletzte Tänzerin an. Er machte ein besorgtes Gesicht. »Sie hat einen Schock erlitten, eigentlich müßte ich ihre sofortige Einlieferung ins Krankenhaus veranlassen…«

»Wenn Sie mir das ersparen könnten. Doc?« wandte Jeff Mills ein.

Er konnte ihn überreden. Er gab ihr eine Spritze, ordnete größte Ruhe an und behandelte dann die Schnittwunden in ihrem Gesicht. Zwei mußten genäht werden.

Dann kümmerte Scoota sich um den Bankier.

Der reagierte auf keine Fragen und war überhaupt nicht ansprechbar. Er zeigte keine Reflexe.

Glasig starrte er auf den Mann, der ihn untersuchte, fauchte ihn an und schien durch ihn hindurchzusehen.

Die ganze Zeit war Gil Sanders in unmittelbarer Nähe des Arztes und beobachtete dessen Reaktionen.

»Da ist nichts zu machen«, murmelte Scoota ernst. »Ich kann dem Mann nicht helfen. Er muß ins Krankenhaus.«

Sanders nagte an der Unterlippe. »Wie kann ein Mensch plötzlich den Verstand verlieren. Doc?«

Der sah ihn mit ernstem Blick an. »Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen mit einer Gegenfrage antworte. Mister Sanders: Wie kann ein Mensch plötzlich umfallen und tot sein? Ein Organismus ist zu vielem fähig. Wir wissen viel – aber es gibt mehr, was wir nicht wissen. Eine Durchblutungsstörung vielleicht? Die akuten Symptome können ebensogut auf eine latente Veranlagung zurückgehen, das Krankheitsbild besteht möglicherweise schon eine ganze Zeit, befand sich gewissermaßen im Ruhezustand, und ist jetzt sichtbar geworden.«

Scoota leuchtete Slayton in die Augen. »Nicht mal die Pupille verengt sich. Merkwürdig! Ich habe so etwas noch nie erlebt.«

»Er scheint durch uns hindurchzusehen«, schaltete sich Sanders wieder ein. »Was mag er jetzt sehen? Irgend etwas muß er doch wahrnehmen? Es ist, als ob er etwas registriere, was wir nicht wahrnehmen können – gegen das er sich wehrt!«

»Schon möglich. Mister Sanders. Dann würde seine Reaktion auch verständlich – für uns verständlich. Trugbilder, Wahnvorstellungen führen zu solchen Reaktionen. Er fühlt sich bedroht. Durch Menschen, durch Gegenstände. Alles scheint nur zu existieren, um ihn zu vernichten. Verständlicherweise muß er dagegen ankämpfen. Sein Blick für die Wirklichkeit ist getrübt.«

Gil Sanders kramte umständlich und gedankenverloren eine Zigarette aus einer verknüllten Packung. Dabei wandte er den Blick nicht von dem Verrückten.

»Mich interessiert dieser Fall. Doc«, sagte er unvermittelt. »Sie müssen wissen, warum: ich arbeite seit Monaten an einer Artikelserie, die unter dem Arbeitstitel ›Genie und Wahnsinn‹ steht. Ich gehe dabei zunächst allen berühmten Fällen von geistiger Umnachtung und Wahnsinn nach. Was ging in van Gogh, dem berühmten Maler vor? Wie hat er sich und seine Umwelt gesehen. Was passierte mit Maupassant, mit Edgar Allan Poe? Warum verloren diese Menschen den Verstand, ohne daß eine organische Erkrankung die Ursache war. Warum reagierten sie mit einem Mal anders, normal? Waren sie vielleicht gar nicht verrückt – sahen wirklich nur mit anderen, feiner empfindlichen Augen, reagierten sie mit Sinnen, die man – im übertragenen Sinn vielleicht – als Antennen für das Übersinnliche bezeichnen kann? Genie und Wahnsinn – ist es nicht die gleiche Erscheinungsform, die wir nur in zwei verschiedene Begriffe gekleidet haben?«

Dr. Scoota schüttelte sich leicht. »Es ist interessant, Ihnen zuzuhören. Sie werfen erstaunliche Fragen auf. Ich bewundere Sie, Mister Sanders. Was Sie sich da vorgenommen haben, ist allerhand. Da liegt verdammt viel Kleinarbeit vor ihnen.«

»Es sollen nicht nur die ›großen Köpfe‹ unter die Lupe genommen werden. Ich führe noch mehr im Sinn. Um das Phänomen des Wahnsinns zu begreifen und darstellbar zu machen, ist es notwendig, auch mit Wahnsinnigen zu sprechen. Ich habe das schon getan. Ich habe in den letzten Wochen sehr viele Kliniken und auch private Heime aufgesucht, mit den ›Kranken‹ gesprochen. Sind es wirklich ›Kranke‹, Doktor?«

»Nach dem derzeitigen Stand der Medizin ist das mit einem klaren ›Ja‹ zu beantworten. Sie sehen es wahrscheinlich anders.«

»Ja. Doc. Und jetzt – nach diesem Ereignis – noch mehr als zuvor. Das hat mir überhaupt den Mut gegeben, jetzt von diesen Dingen in dieser Form zu sprechen.«

»Was ist an diesem Ereignis besonderes für Sie, Mister Sanders? Ich könnte es mir nur so erklären: Sie wurden zum ersten Mal Zeuge, wie ein Mensch, den Sie kennen…«

»Ich weiß, was Sie sagen wollen. Nein, das ist es nicht«, fiel der

Reporter dem Arzt ins Wort, der seine Tasche zusammenpackte, und noch einen letzten Blick auf Slayton warf. Der stierte unverändert vor sich hin, verspannte sich, schnitt Grimassen und sprach dauernd das eine Wort, unter dem niemand sich etwas vorstellen konnte. »Marubur.«

»Sie sprechen es aus, als wüßten Sie, was er damit sagen will.«

»Ich spreche es aus, als hätte ich es schon mal gehört. Ich habe es schon mal gehört. Bei einem anderen, der den Verstand verloren hat. Ein Abenteurer, der die ganze Welt bereist hat, ein fremder Mann, der seit einem halben Jahr in einer geschlossenen Anstalt lebt. Er hat – wie Thomas R. Slayton jetzt – auch von Marubur gesprochen!«

»Ungewöhnlich«, bemerkte Scoota. »Haben Sie sich da wirklich nicht verhört?«

»Nein.«

Der Arzt ging auf Mills zu, um sich vom Hausherrn zu verabschieden und ihm noch ein paar Ratschläge zu geben. Nach Möglichkeit sollte das verletzte Mädchen, das bereits wieder einen guten Eindruck machte, nicht transportiert werden. In den nächsten Stunden könne sich ihr Zustand weiter bessern. Sie hatte die Begegnung mit dem Wahnsinnigen offenbar doch besser verkraftet, als Scoota zunächst vermutete.

»Sie wird darüber hinwegkommen. Jeff. Es hätte schlimmer kommen können. Bedenklich ist allerdings Slaytons Zustand.«

»Du kannst ihm nicht helfen?«

»Ausgeschlossen! Er muß auf dem schnellsten Weg ins Krankenhaus.«

Das nahm Jeff Mills persönlich in die Hand, und in diesen Minuten zeigte sich, über welch vortreffliches Organisationstalent dieser Mann verfügte.

Er sorgte dafür, daß ein Krankenwagen bestellt wurde, und kümmerte sich darum, daß die Girls aus dem Haus gebracht wurden. Er informierte den Inhaber des »Green Kakadu«, daß besondere Umstände es erforderlich machten, die Mädchen vorzeitig zurückzubringen. Joe und Bob übernahmen diese Aufgabe. Für die verletzte Brenda wurde ein Gästezimmer zur Verfügung gestellt.

Dann erst rief er Mrs. Slayton in New-York an und schilderte seine Fassung von den Vorkommnissen. Dabei war die Rede von den üblichen Bridgespielen, von netter Unterhaltung, und dann von einem plötzlichen, für alle unverständlichen Tobsuchtsanfall des Bankiers. Mädchen aus dem »Green Kakadu« wurden überhaupt nicht erwähnt. Schließlich spielten sie auch keine Rolle. Slayton wäre auch ohne das Mädchen übergeschnappt.

Er nannte Mrs. Slayton noch den Namen des Hospitals, in das der Bankier gebracht werden sollte. Sicher würde sie dort noch mehr

erfahren. Was mit ihm sei, wisse zur Stunde niemand. Er kleidete es in die richtigen Worte, sprach Trost und Zuversicht aus. Er meinte es ehrlich. Aber es war immer schwer, einem nahen Angehörigen eine solche Botschaft zu übermitteln. Schweiß perlte auf Mills' Stirn, als er auflegte.

»Das war beinahe aufregender als der ganze Abend«, murmelte er.

Er goß sich einen Whisky ein leerte das Glas mit einem Zug.

Die Stimmung war auf dem Nullpunkt. Was hier geschehen war, ging ihnen allen an die Nieren.

Sie umstanden die Couch, auf der der gefesselte Wahnsinnige lag, und spürten, daß etwas von Slayton ausstrahlte, das sie mit Grauen erfüllte.

War es die Begegnung mit dem Unbekannten, mit etwas Namenlosem?

Besonders Gil Sanders beobachtete und studierte den Bankier genau. Sie alle sprachen ihn an und versuchten ihn zurückzurufen. Er blickte sie mit glasigen Augen an, und es gab keinen Beweis dafür, daß er sie überhaupt wahrnahm und hörte.

Sie waren froh, als der Krankenwagen endlich kam und Thomas Slayton abholte.

Danach löste sich auch die Gruppe auf.

Niemand war mehr imstande, den Abend in Heiterkeit zu verbringen. Außer Joe und Bob, welche die Mädchen zurückbrachten, saßen die Freunde noch geraume Zeit zusammen, diskutierten über den Vorfall, fanden keine Erklärung und waren froh, daß die Angelegenheit nicht noch mit einem Mord Beendet hatte.

Es war halb zwölf, als Gil Sanders das Landhaus Jeff Mills' verließ.

Der Reporter war der letzte Gast. Phil, der Architekt, war schon eine Viertelstunde früher gefahren.

Das Haus lag in einer reinen Wohngegend.

Kein Haus war höher als einstöckig gebaut. In der Mehrzahl jedoch standen hier Flachdachbungalows.

Schmale Straßen führten zu den Anliegern. In der Ferne hörte man hin und wieder ein Auto, das Richtung New York brauste oder von dort kam.

Sanders fuhr einen blaugrauen Jaguar. Er hatte eine Schwäche für schnelle und sportliche Wagen.

In der Straße parkten weitere Autos.

Auf die achtete Sanders nicht.

Er startete. In dem Moment, als er um die nächste Straßenecke fuhr, wurden plötzlich die Scheinwerfer eines silbergrauen Chevrolet eingeschaltet. Beinahe lautlos sprang der Motor an, und der schwere Wagen kam in Fahrt. Er jagte hinter dem blaugrauen Jaguar her, und Gil Sanders merkte nach zehn Minuten, daß er verfolgt wurde.

*

Zum gleichen Zeitpunkt spielten sich in der Vergangenheit auf einer dem Untergang geweihten Insel Dinge ab, die für die Gegenwart, für Thomas R. Slayton und viele andere von Bedeutung werden sollten.

Björn Hellmark hielt den Atem an, als er die Hände sah.

Sofort riß er sein Schwert aus dem Gürtel.

Lauerte ihm ein Feind auf? Dann war er bereit, sein Leben zu verteidigen. In dieser geheimnisvollen, feindseligen Welt hatte er schon mehr als einen Kampf erfolgreich bestanden.

Er kroch den beiden Händen entgegen – und sprang dann plötzlich auf.

Er stand oben auf der Düne und blickte auf die andere Seite. Was er dort sah, war nicht dazu angetan, ihm Angst einzujagen.

Ein alter Mann starrte ihn aus müden Augen an. Der Mann war nur noch in Lumpen gehüllt und am Ende seiner Kraft. Deutlich waren die Fußspuren zu sehen, die er hinterlassen hatte. Er war genau von der Seite her zwischen den Dünen entlanggelaufen und auf diesen Hügel gestoßen.

Der Mann erschrak. Offenbar hatte er jemand Bestimmten erwartet.

Er starrte auf das blitzende Schwert, dessen kostbar verzierter Griff sicher und fest in der Hand des blonden Mannes ruhte.

»Du wirst doch einen alten, schwachen Mann mit dieser Waffe nicht töten?« brachte der Grauhaarige kaum hörbar über die Lippen. »Es sei denn, die Dämonen hätten dich geschickt…«

Björn wollte das Schwert schon fallen lassen, als er etwas bemerkte, was ihn irritierte. Daraufhin senkte er lediglich die Spitze der Waffe und beugte sich zu dem Alten herab, ohne seine Umgebung aus den Augen zu lassen.

»Du brauchst dich nicht vor mir zu fürchten«, sagte er. »Ich habe keinen Grund dich zu töten, wenn du mich nicht angreifst oder mich in eine Falle zu locken versuchst.«

»Ich sollte dich in eine Falle locken? Wie kommst du darauf?«

Die Stimme war weiterhin sehr leise, und Hellmark sah, daß der Fremde tatsächlich am Ende war, daß er nicht mehr die Kraft hatte, sich aufzurichten.

»Die Spuren im Sand…«, bemerkte der Deutsche. Man sah ihm an, daß sein Körper gestrafft war in Erwartung, daß etwas geschähe. »Es sind mehr als zwei Fußspuren – es sind… vier!«

Der Alte zuckte zusammen. Seine durchscheinenden Augenlider hoben sich. »Wer bist du?« Er ging nicht auf Hellmarks Worte ein.

Und Hellmark nannte den Namen, den andere ihm gegeben hatten: »Kaphoon.«

Der Alte schluckte und riß die Augen weit auf. »Kaphoon… du bist… der Namenlose?«

Erregung schwang in seiner Stimme mit.

»Komm näher… meine Augen sind nicht mehr die besten… und sie haben bei dem Marsch durch die Wüste weiter gelitten. Ich möchte dich anschauen…«

Hellmarks Mund bildete einen schmalen Strich in dem sonnengebräunten, markanten Gesicht.

Er kam dem Alten näher. Die Art und Weise, wie sich der Mann verhielt, wirkte überzeugend. Wenn er wirklich Mittel zum Zweck sein sollte, dann spielte er seine Rolle ausgezeichnet.

Die Augen des Mannes leuchteten auf.

»Du hast gute Augen und ein gutes Gesicht«, murmelte er. »Ja… du bist Kaphoon… jetzt erkenne ich dich.«

Der Zuhörer war skeptisch und wurde noch mißtrauischer. Woher sollte dieser Mann ihn kennen? Er konnte sich nicht daran erinnern, ihm jemals begegnet zu sein.

»Ich habe dein Bild gesehen… im Palast des Toten Gottes…«

Zwischen Hellmarks Augenbrauen entstand eine steile Falte. Der Name des Toten Gottes fiel. Er wußte, daß er das Schwert des Toten Gottes besaß, konnte sich aber nicht mehr daran erinnern, wie es in seine Hände geraten war.

Ein Lächeln umspielte die Lippen des Alten, und ehe Hellmark etwas auf dessen Ausführungen erwidern konnte, fuhr der alte Mann schon fort. »Es ist gut… es wird alles gut… ich habe gehofft, hier auf Freunde zu treffen. Aber mein Glück ist nun nach dieser Enttäuschung größer, als ich zu wagen hoffte.«

Er legte den Kopf zurück. Unter der runzligen Haut zuckten die Muskeln des Alten. Feiner Schweiß bedeckte sein Gesicht.

»Ich habe richtig gehandelt. Die Götter sind mir gnädig… Velena… Velena, komm aus deinem Versteck!«

Da sah Hellmark die Bewegung direkt vor sich.

Velena kam nicht, sie war plötzlich wie aus dem Boden gewachsen da.

»Meine Tochter«, sagte der Alte, ohne die Augen zu öffnen. Anspannung und Schwäche kennzeichneten sein Gesicht. »Ihre Spuren waren es, die du wahrgenommen hast, Kaphoon. Ich verstehe mich auf die Kunst der Magie. Ich wollte immer ein großer Magier werden, aber meine Kenntnisse sind ein Leben lang bescheiden geblieben. Ich habe mich auf das Phänomen der Unsichtbarkeit spezialisiert. Und das war vielleicht gut so. Velena habe ich dieses Wissen mitgegeben.«

Hellmark hörte die Worte und sah das Mädchen.

Es stand keine zwanzig Meter entfernt.

Die Figur war knabenhaft grazil. Velena war in weiße Gewänder gehüllt, ihre Haut war hell und makellos, und das schwarze Haar war kurzgeschnitten.

Ihre Augen blickten klug. Am rechten Arm trug sie einen breiten Goldreif, den sie mit der linken Hand leicht berührte und drehte.

Sie trug ein schmales, blitzendes Schwert.

»Sie kann kämpfen wie ein Krieger, wenn es darum geht, Feinde in die Flucht zu schlagen«, meldete sich der Alte wieder. »Ich habe sie erzogen wie einen jungen Mann. Und auch das war gut so. Die Zeichen der Zeit stehen auf Sturm! Nur wer sich durchzusetzen weiß, wird sich behaupten. Xantilon ist erfüllt von Mächten, die Leben fordern.« Seine Stimme war nun schwer verständlich, und mit Erschrecken stellte Hellmark fest, daß der Mann von Mal zu Mal schwächer wurde.

»Das Schicksal meint es gut mit mir, Kaphoon. Seit drei Tagen liegen wir hier fest und warten auf die Freunde, die gleich uns dem offenen Meer zustreben, um dort die ersehnte Rettung zu finden. Xantilon wird untergehen und…«

Es war, als hätte es nur dieser Worte bedurft.

Ein Zittern lief durch den Boden. Es grollte dumpf, als ob es unter der Erde ein Gewitter gäbe. Überall in der Wüste spritzten kleine Sandfontänen in die Höhe, als ob plötzlich unzählige Geseire ausbrechen würden.

Ein zweiter Erdstoß erfolgte.

Hellmark taumelte und blickte sich entsetzt um. Er kannte diese Vorzeichen. So war es auch in der Stadt gewesen, in die er kam, als sie bereits ein Trümmerhaufen war. Dämonen, durch die Schwarzen Priester beschworen, legten die Stadt in Schutt und Asche und ließen die Erde erbeben.

Die unheimlichen Kräfte wirkten fort.

Der Alte stöhnte. »Flieht von hier, haltet euch nicht länger auf! Nehmt den kurzen Weg zum Meer und verlaßt die Insel! Die Freunde werden nicht mehr kommen – oder sie haben unsere Warnungen in den Wind geschlagen und haben es riskiert, doch nach Xantilon zu gehen. Xantilon aber existiert nicht mehr. Ich habe die letzten Stunden der Stadt erlebt. Es war grausam! Wo einst die Bucht war, in die die Stadt gebettet lag – gibt es nur noch einen einzigen riesigen, feuerspuckenden Krater. Das Magma der Erde quillt hervor, und wie ein Krebsgeschwulst frißt er sich weiter und weiter.«

Das Grollen verebbte, das Zittern in der Erde verschwand.

Velena kam auf Hellmark zu und reichte ihm die Hand. Er erwiderte ihren Händedruck, ebenso den Blick aus ihren rehbraunen Augen, mit denen sie ihn scheu musterte.

Dann ging sie zu ihrem Vater und legte den Arm unter seinen Nacken. Der Mann atmete schwer und verlor weiter an Kraft. Hellmark entdeckte keine äußere Verletzung.

Dieser Mann hatte auf dem Weg durch die Wüste seine letzten Kräfte verbraucht. Hellmark erfuhr, daß es ihm nur darauf angekommen war, seine Tochter sicher von der Insel zu bringen. Hier beim Mahnmal, das vor dem Reich Maruburs warnte, hofften sie, auf Freunde zu treffen. Als sie Geräusche auf der anderen Seite der Düne vernahmen, wußten sie nicht, ob diese Laute durch Fremde oder durch die erwarteten Freunde verursacht wurden. Kecal, der Alte, operierte vorsichtig, bat seine Tochter darum, den Tarnreif anzuwenden und wollte sich dann vergewissern, wer sich hinter dem Sandberg befand.

Hellmark kam ihm dabei zuvor.

In den nächsten Minuten erfuhr der Deutsche noch mehr.

Da ihn gerade die Sache mit Xantilon interessierte, stellte er diesbezügliche Fragen. Von der in Schutt und Asche liegenden Stadt aus hatten die Bewohner noch versucht, das freie Meer zu erreichen. Nun machten verschiedene Gerüchte die Runde, wonach es hieß, daß es nur noch ganz bestimmte Orte gab, die eine gewisse Sicherheit versprachen, wo in aller Eile Schiffe und Boote zusammengezimmert wurden, um Flüchtlingen die Möglichkeit zu geben, die Katastropheninsel zu verlassen und andere, unbekannte Länder anzulaufen.

Die Bucht, unweit vor Maruburs Reich, war ein solcher geheimer Treffpunkt geworden, und es stimmte Hellmark nachdenklich, daß ausgerechnet in der Nähe eines Herrschers, vor dem gewarnt wurde, ein solcher Treffpunkt eingerichtet worden war.

»Es ist praktisch noch der einzige Ort, der einzige Hafen, der den Fliehenden offen steht«, bekam er durch Kecal zu hören. »Ein Lichtblick! Aber wo Licht ist, gibt es auch Schatten, Kaphoon. Maruburs Nähe schreckt doch viele, und sie bleiben auf der Insel und nutzen nicht diese kleine Chance, die ihnen geblieben ist, sondern sie wählen den sicheren Tod. Zugegeben, wer Maruburs Festung streift, riskiert ebenfalls sein Leben, aber in dieser Zeit bleibt einem nichts anderes übrig, als das kleinere Übel zu wählen. Den sicheren Tod – oder einen vermutlichen. Die Bucht ist frei, durch die Macht der Gebete von Weißen Priestern beschützt. Diese Bucht müßt ihr erreichen.«

»Soviel hast du von Marubur gesprochen«, bemerkte Hellmark. »Ich habe seinen Namen hier auf dem schwarzen Fels in der Wüste gelesen. Wer oder was ist Marubur?«

»Er ist der Herr der Wahnsinnshallen.«

»Das sagt mir nichts.«

»Du darfst nicht soviel sprechen«, schaltete da die knabenhafte Velena sich ein. Ein banger Blick aus ihren Augen suchte die eisblauen Augen Hellmarks.

»Ich muß sprechen. Es ist gut für euch.«

»Aber es ist nicht gut für dich, Vater.«

»Laß mich! Ich werde euch nicht mehr begleiten können. Meine Uhr ist abgelaufen. Meine Kräfte sind erschöpft. Du kannst sie besser gebrauchen als ich. Ich bin ein alter Mann, du hast noch ein ganzes Leben vor dir. Du mußt es schaffen, auf ein Schiff zu kommen. Für dich ist es wichtig. Nicht mehr für mich. Ich bleibe hier zurück.«

»Niemals! Das lasse ich nicht zu!«

Ein schmerzliches Lächeln umspielte die spröden Lippen des Alten. »Du wirst es nicht verhindern können, meine Tochter. Der Tod fragt nicht, ob man will oder nicht. Er zwingt jedem sein Gesetz auf. Dem müssen wir uns beugen.« Er wandte leicht den Kopf, und ein Blick aus seinen müden Augen traf Hellmark. »Niemand weiß etwas Genaues über Marubur. Es ist nur das bekannt, was man sich hinter vorgehaltener Hand zuflüstert und in alten Entdeckerberichten steht. Aber inwieweit sich hier Wahrheit und Dichtung mischen, vermag niemand zu sagen. Ich neige eher zu der Annahme, daß jeder, der behauptet, Marubur gesehen zu haben, lügt. Niemand hat Marubur je gesehen, der wie folgt beschrieben wird: ein großer glatzköpfiger Mann, ein feist grinsender Bulle auf dem Muschelthron. Er lebt in einem riesigen Garten, der von einer haushohen Mauer umgeben ist. In seinem Thronsaal soll es einen See geben, in dem sich die schrecklichsten Wesen tummeln. Fischgesichtige Ungeheuer, Geister aus dem Jenseitsreich und der Hölle, Dämonen und Schreckensgestalten, die er ruft und die ihm gehorchen. Gemeinsam erfreuen sie sich an den Qualen und Leiden jener, die an den unheimlichen Gärten Maruburs nicht vorbeikamen und sich in die Wahnsinnshallen begaben, wo sie den Verstand verloren.«

»Was sind die Wahnsinnshallen?«

»Ich weiß es nicht mein Sohn, ich weiß nicht mal, ob das alles stimmt, was ich dir eben gesagt habe. Ich kann es nur unter Vorbehalt weitergeben. Denn das ist mein Glaube: die in die Gärten und Wahnsinnshallen gerieten, fanden keine Gelegenheit mehr, darüber zu berichten.«

Die letzten Worte waren so leise gesprochen, daß Björn und Velena Mühe hatten, sie zu verstehen.

Dumpf grollte der Donner in der Erde, und man sah förmlich, wie die lockere Sandoberfläche vibrierte.

»Geht!« stieß Kecal hervor. »Wartet nicht länger! Flieht zum Meer! Noch eine Tagesreise, nur noch eine Tagesreise…« Er riß noch mal unnatürlich weit seine Augen auf. Sie waren jetzt völlig matt, und das

grelle Licht der Sonne spiegelte sich nicht mehr darin. Kecal nahm seine Umgebung nicht mehr wahr. Seine schwindenden Körperkräfte schienen sich offenbar auch auf seine Sinnesorgane auszuwirken. »Denk an alles, was ich dir gesagt habe, meine Tochter! Hüte dich vor dem Klang der Marubur-Pfeife, verstopft eure Ohren mit dem magischen Wachs! Achtet auch auf die Vampire der Wüste, denn ihr seid in einem fremden, unerforschten Teil dieses Sandmeeres, das gefährlicher wird, je mehr ihr euch den Gärten Maruburs nähert!« Er hob den Kopf, seine Lippen bewegten sich, er wollte noch etwas sagen, aber kein Ton kam mehr aus seinem Mund. Er streckte sich.

»Vater!« Velena umschlang den sich aufbäumenden Oberkörper des alten Mannes.

Dann ging es Schlag auf Schlag.

Im Osten verfärbte sich der Himmel. Wie eine Glutsäule stieg am Firmament ein schauriges Leuchten empor. Es sah aus, als ob eine glühende Windhose entstünde, die sich rasend schnell um ihre eigene Achse drehe und dabei Unmengen von Sand in die Höhe zog, so daß der Himmel eine schmutziggraue Farbe annahm.

Ein helles, erschrecktes Wiehern mischte sich unter das dumpfe Grollen. Wie aus dem Boden geschossen, sprang Yümaho über die flache Düne, und wild flackerten seine Augen. Das Pferd galoppierte auf Hellmark zu, schlug wie ein aufgescheuchter Hase einen Haken, rannte vier, fünf Schritte weit in strengem Galopp nach Westen, stoppte plötzlich und warf seinen prachtvollen Kopf herum, daß die Mähne wild flatterte. Dann jagte es wieder auf die Düne zu, vor der Hellmark und Velena neben dem Sterbenden knieten.

Yümaho wollte ihnen zeigen, daß sie von hier weg sollten.

Da machte sich auch schon ein ruckartiger Stoß unter ihren Füßen bemerkbar, es knirschte und knackte, als ob die Erdschale auseinanderbräche.

Sandfontänen spritzen hoch. Noch näher als die ersten, noch höher – noch farbenprächtiger.

Hellmark sprang auf die Beine und riß Velena zurück.

»Schnell, Gefahr!« stieß er hervor.

»Mein Vater! Ich kann ihn nicht allein lassen!«

Sie hatte hoch gar nicht gemerkt, daß Kecal nicht mehr atmete und seine Augen gebrochen waren. Seine Prophezeiung, daß er sterben würde, hatte sich erfüllt.

Mit Gewalt mußte der junge Deutsche die dunkelhaarige Velena zurückreißen. Er hob sie kurzentschlossen auf das Pferd, das vor Erregung zitterte und die nahe Gefahr witterte.

Die Düne, auf der Kecal lag, geriet ins Rutschen.

Kleine Risse und Spalten zeigten sich. Eine mannsstarke Fontäne stieg nur einen knappen Meter von ihnen entfernt aus dem Boden

empor. Sand rieselte auf sie herab. Er war heiß wie der Atem der Hölle.

Hellmark zog sich auf Yümaho, der sofort davonpreschte.

Da öffnete sich auch schon die Erde.

Die Stelle, an der die Leiche lag, wurde seltsam brüchig. Sand rutschte nach innen, als bilde sich von einer Sekunde zur anderen ein Hohlraum unter dem Toten.

Die Schulter sank ein wie in Treibsand.

»Nein!« schrie Velena, sich umdrehend, und ihre Bewegung erfolgte so heftig, daß sie vom Pferd gestürzt wäre, hätte Björn Hellmark sie nicht festgehalten.

Es polterte und krachte unter der Erde.

Die Düne rutschte völlig in sich zusammen. Eine zähe rote Flüssigkeit, heißes Magma, das geisterhaft dampfte, schwappte aus dem riesigen Loch. Und da, wo sich eben noch die Düne befand, existierte von einem Atemzug zum anderen ein glutflüssiger See, in dem Kecals Körper versank.

*

Wie von Furien gehetzt jagte der Hengst davon. Seine Hufe warfen den feinen Sand empor, so daß Hellmark und Velena das Gefühl hatten, es regne Sandkörner vom Himmel.

Es grollte und donnerte, und panische Angst hatte von den beiden Menschen Besitz ergriffen, daß sich jeden Moment die Erde auf tun und glühende Magma sie verschlingen könne.

Doch sie hatten Glück.

Die dämonenaufgewühlte Natur beruhigte sich wieder.

Auf einen leisen Zuruf Hellmarks blieb der weiße Hengst stehen.

Björn und Velena blickten zurück, und ein schaurig-schönes Bild bot sich ihren Augen.

Ein Teil der Wüste war zu einem rotglühenden, leise blubbernden See geworden, aus dem große Blasen und roter, heißer Dampf aufstiegen.

Nur eine Steinwurfweite von ihnen entfernt dehnte sich bis zum Horizont ein rotglühender See aus. Das Magma stand in einer Mulde und gluckerte leise gegen das neue Ufer, und zwischen den Dünen, die zum Teil langsam absackten, als würden sie von unten her allmählich abgetragen oder schmelzen wie ein Eisberg im heißen Wasser.

Eine großartige und erschreckende Szenerie umgab sie, und sie vermochten nicht zu sagen, wie lange sie standen und atemanhaltend zurückblickten zu jener Stelle, wo vor wenigen Minuten sich nichts mehr als ein riesiges, rotfunkelndes Auge befand, ein gigantischer Krater.

»Welch ein Bild«, murmelte Hellmark überwältigt. »So muß es am Morgen der Schöpfung ausgesehen haben.«

Er drückte Yümaho mit leichtem Schenkeldruck herum, und sie wandten sich ab von dem schaurigen Glutmeer und ritten weiter gen Süden, Richtung Meer. Velena, die vor ihm saß, begann zu erzählen und berichtete von dem anstrengenden Marsch durch die Wüste, der die letzten Kräfte ihres Vaters aufgezehrt hatte, von dem Verlust ihrer Ausrüstung und ihres Proviants, das sie alles hinter einer Düne versteckten, weil sie nicht genau wußten, auf wen sie trafen, als sie die Geräusche auf der anderen Seite der Düne vernahmen.

Ihre Stimme klang traurig.

Björn tröstete Velena. »Wenn unser Ziel nur eine Tagesreise entfernt ist, werden wir die Wüste hinter uns bringen. Ich werde mein Versprechen einlösen und dich sicher auf ein Schiff bringen. Vergiß das Traurige. Es gibt eine Hoffnung!«

»Ich möchte es gern glauben. Kaphoon. Aber es ist nicht so einfach, wie du denkst. Eigentlich verwundert mich das.«

Sie drehte leicht den Kopf. Ihr Gesicht befand sich dicht vor dem seinen. Groß und dunkel waren ihre Augen, zart und samt wie die Haut eines Pfirsichs war ihr Teint. Ein unaufdringlicher, angenehmer Duft entströmte ihren Poren.

Hellmarks Augen wurden schmal. »Ich verstehe nicht, was du damit sagen willst.«

»Du bist doch Kaphoon? Ja, du mußt es sein. Vater hat dich erkannt«, gab sie sich selbst die Antwort, ehe er etwas darauf erwidern konnte.

»Ich verstehe dennoch nicht, was das damit zu tun hat.«

»Man sagt, daß Kaphoon nicht irrt.«

»Auch Kaphoon kann irren. Er ist ein Mensch, kein Gott.«

»Er ist der Sohn des Toten Gottes, und seine Taten sind in aller Munde.«

»Ich habe noch keine großen Taten vollbracht.« Wieder entstand die steile Falte zwischen seinen Augen. Er dachte angestrengt darüber nach, wie die Geschichten über ihn zustande gekommen sein könnten. Manch ungewöhnliches und bestandenes Abenteuer lag hinter ihm. Aber es waren doch noch nicht so viele, daß sich bereits eine Legende um Kaphoon, den Krieger, gerankt haben konnte?!

Er tastete nach seinem Hinterkopf. In diesem Moment trat wieder der dumpfe Schmerz auf und verbreitete sich über seine ganze Schädeldecke. Was war nur los mit ihm?

»Kaphoon?« fragte Velena erschrocken, als sie den schmerzhaften Ausdruck auf seinem Gesicht erblickte. »Bei allen Göttern Xantilons! Was ist nur mit dir?«

»Nichts, es ist nichts.« Da war es schon wieder vorüber, und der

schmerzhafte Ausdruck verschwand.

Aber Björn Hellmark, der nicht wußte, daß er Björn Hellmark war, der keine Erinnerung daran hatte, daß er aus einer fernen Zeit gekommen war und die Fähigkeit hatte, durch geistige Konzentration einen Zweitkörper, einen sogenannten Doppel- oder Ätherkörper entstehen zu lassen, brütete dumpf vor sich hin und hörte nur noch mit halbem Ohr zu, was Velena zu berichten wußte.

Wer war er? Wo kam er her? Wieso war der Name Kaphoon in aller Munde?

So viele Fragen bedrängten ihn, und nur mit Mühe gelang es ihm, davon wegzukommen. Er nahm sich vor, den Dingen auf den Grund zu gehen und nachzuforschen, wie alles zusammenhing. Manchmal hatte er das Gefühl, daß er das Geheimnis in sich trug und er nur nachzudenken brauche, um hinter dieses Geheimnis zu kommen. Aber wenn er glaubte zu begreifen, dann senkte sich ein schwarzer Vorhang über sein Bewußtsein und schien alles zuzudecken.

Er konzentrierte sich wieder mehr auf Velenas Stimme. Was sie sagte, war wichtig. Für sie wie für ihn, der nur durch einen Zufall in diesen Wüstenbezirk vorgedrungen war. Durch sie erfuhr er, daß ihre größte Sorge nicht den Wahnsinnshallen Maruburs galt, sondern mehr den Wüstenvampiren, die unerwartet überall auftauchten und besonders in der Nähe von Maruburs Reich in großen Scharen hausten.

»Der Verdacht, daß Marubur zwar mächtig, aber nicht so mächtig ist, wie er zu sein vorgibt, liegt nahe. Und meine Vermutung ist, daß er mit den Wüstenvampiren gemeinsame Sache macht. Beide – Marubur und die Vampire – sind eine besondere Bedrohung in der Nacht. Gegen beide kann man es nicht aufnehmen. Sobald die Dunkelheit hereinbricht, wächst Maruburs Macht in einem Maß, wie wir Sterbliche uns das nicht vorstellen können. Selbst die magischen Schutzmittel, die mein Vater mir anvertraut hat, werden wohl kaum die Wirkung haben, die er sich davon versprach. Es wäre deshalb gut, Maruburs Gärten nicht in Sichtweite zu bekommen und in der Wüste die Nacht zu verbringen. Im Morgengrauen dann sollten wir aufbrechen, um den letzten Rest des Weges hinter uns zu bringen. Vorausgesetzt, daß wir die Nacht überstehen. Wenn die Vampire uns auflauern, besteht höchste Gefahr.«

Ihre Stimme klang bedrückt, ihre schön geschwungenen Lippen waren nach diesen Worten fest zusammengepreßt und bildeten einen schmalen Strich.

»Wenn die Vampire auftauchen, gibt es nur zwei Möglichkeiten. Der eine Weg ist: zu kämpfen, bis man nicht mehr kann. Ein Sieg ist aussichtslos. Man kann sie nicht töten. Der zweite Weg: die Flucht. Und die führt dann direkt in Maruburs Gärten und Hallen. Daraus ist

noch niemand je wieder zurückgekehrt. Wenn die Pfeifen nachts ertönen, kann man sich ihrem hypnotischen Zwang praktisch nicht entziehen. Und das ist das, was ich nicht verstehen kann, Kaphoon: wieso weißt du nichts von diesen Dingen?«

Sie blickte ihn streng und forschend an.

Er zuckte mit den Achseln. »Ich kann es dir nicht sagen. Velena. Das Ganze ist mir ebenso rätselhaft wie dir.«

*

Während des Rittes vergewisserte sich Velena insgesamt zweimal, ob sie sich auch wirklich auf dem richtigen und dem kürzesten Weg zum Meer befanden.

Hellmark alias Kaphoon erhielt zum ersten Mal einen Einblick in die kartographische Gestalt dieser Welt.

Xantilon ähnelte einer überdimensionalen Birne. Die Insel war von tiefen Schluchten und hohen Bergen, weiten, fruchtbaren Tälern und leblosen, unwirtlichen Wüstengebieten durchzogen, und überall – so fiel ihm auf, waren mit Hand dunkelviolette Kreise und Flecke gezogen, waren diverse Stellen schraffiert.

»Was bedeutet das?« wollte er wissen.

»Es sind unerforschte Teilgebiete der Insel, die seit eh und je von einem Schleier des Geheimnisses Umgeben sind. In alten Schriften früherer Generationen wird betont, daß es niemals möglich sein wird, die Kräfte, die Xantilon zu einer Insel der Götter machten, in den Griff zu bekommen. Dies ist eine uralte Karte, und sie hat noch heute Gültigkeit, auch wenn das Land besiedelt wurde und wir eine phantastische Technik entwickelten, die wir wieder vergaßen. Ist es normal, daß man Kenntnisse, die in Jahrtausenden und Jahrhunderten gewonnen wurden, in wenigen Jahrzehnten, Jahren, ja sogar in Monaten vergessen kann? Xantilon beweist, daß die Götter nicht zu überlisten sind, daß die Stunde der alten Kämpfe wieder anbricht, daß die Geheimnisse und Rätsel wieder so neu sind wie damals. Geburt und Untergang einer Welt – ist es nicht ein Zusammenhang, Kaphoon? Sagt man nicht auch, daß ein Mensch in der Stunde seines Todes noch mal den Augenblick seiner Geburt und alle wichtigen Stationen und Erlebnisse seines Daseins durchlebt? Warum sollte ein Kontinent, auf dem Götter geboren wurden, eine Ausnahme machen?«

»Ich weiß zu wenig über Xantilon, um mitsprechen zu können, Velena.«

»Und doch bist du ein Kind dieses Landes?« Wieder ihr scheuer, analysierender Blick.

»Ja. Wenn Xantilon die Wiege der Götter war – warum lassen diese Götter ihr Land jetzt im Stich?«

»Sie lassen ihr Land nicht im Stich, Kaphoon. Sie können nicht handeln, weil ihre Stunde noch nicht gekommen ist, weil List und Intrige aus der eigenen eine verworrene Situation geschaffen haben. So jedenfalls glauben wir. Wir sind nur Sterbliche, unser Blickfeld ist beschränkt. Wer versteht schon die Götter?«

Wenig später, als sie in die Dämmerung hineinritten, meinte sie, sich auf die alte Karte beziehend: »Wir müssen jetzt diesen Punkt der Wüste erreicht haben!« Damit deutete sie auf eine violette Linie, die kerzengerade über das Wüstengebiet führte. Sie erläuterte Symbole, und Björn verstand, daß die pyramidenförmigen Zeichen auf einige besonders ausgedehnte Dünen hinwiesen, die unmittelbar vor Maruburs Reich in gehäuftem Maß auftraten.

Die Wüste entwickelte sich hinter dem schwarzviolett schraffierten Gebiet zu einer geschützten Bucht, wo das endlose Meer begann, das als »Unendlicher Ozean« bezeichnet wurde.

Hellmark zeigte sich verwundert über die Ausdehnung von Maruburs Reich. Es lag zwischen Bucht und Wüste und sollte ein blühender Garten, eine Oase sein. Aber eine verführerische, teuflische Oase. Es hatte lange gedauert, ehe man überhaupt erfuhr, was es mit diesem Garten auf sich hatte. Die Menschen verschwanden einfach, und die Nachforschungen verliefen im Sand.

Maruburs Reich war genau umrissen. Es hatte die Ausdehnung eines kleinen selbständigen Landes.

Sorgfältig rollte Velena das Papier wieder zusammen und steckte es wie eine Kostbarkeit in den hohlen Griff ihres Schwertes.

»Merkwürdig, wie sich die Dinge wiederholen«, meinte das Mädchen. »Eine Karte, viele tausend Jahre alt, gewinnt plötzlich an Bedeutung. Die Welt hat ihr Gesicht verändert – und doch sind die alten Orte vorhanden, und die Dinge, die zahllose Generationen vor uns beschäftigten, werden mit einem Mal wichtig für uns. Die alten Kräfte werden wirksam, und Dinge, die man längst besiegt und überwunden glaubte, kehren wieder. Die Welt der geheimnisvollen Magier, der Fabelwesen, Feen, Götter und Dämonen ist am Erwachen. Unsere eigene Vergangenheit holt uns ein.«

Noch eine ganze Zeit drehte sich ihr Gespräch um die wechselvolle, farbige Geschichte dieses von den Göttern bevorzugten Landes, und Velena zeigte, daß sie sich Gedanken über die Dinge und Geschehnisse machte, die von größter Wichtigkeit für sie alle werden konnten. Nur wenn man die veränderte Reich, das nie auf dieser Welt geleugnet worden war, die Umwelt und die Natur begriff, und wenn man anfing, die augenblicklichen Geschehnisse im Zusammenhang mit ihnen zu sehen, hatten die Bedrohten vielleicht eine Chance, dem Chaos zu entfliehen, das dieser Welt prophezeit worden war. Die Natur der Menschen hatte sich hier schlagartig geändert, und das

bewies, daß spontane und umfassende Veränderungen auch blitzschnelle Veränderungen von Geist und Seele hervorriefen, daß die so Geforderten Kräfte und Talente freilegten, die in jedermann schlummerten, und nur des Anstoßes bedurften, um an die Oberfläche des Bewußtseins zu dringen.

Die Philosophiererei über das Unwahrscheinliche und Unfaßbare, über das Verborgene und Magische in der Seele des Menschen, wäre noch lange weitergegangen, hätte nicht ein Vorkommnis ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen.

In der Region der »Großen Dünen« unmittelbar vor Maruburs Reich, stießen sie auf eine Gruppe von drei Menschen. Zwei Frauen und ein Mann. Es handelte sich um Flüchtlinge, die sich von einer versprengten Gruppe abgesetzt hatten, und die ebenfalls jene Bucht erreichten sollten, in der den Gerüchten nach Schiffe und Boote bereitstünden, um die Ausreisewilligen von der gefährdeten Insel zu bringen.

Der Mann hieß Larkon, die beiden Frauen Yamissa und Laerte. Sie waren schön und jung; ihre Haut glich aufgehellter Sahneschokolade und schimmerte durch die Gewänder, die mit großen goldenen und mit Edelsteinen besetzten Spangen gehalten wurden.

Die Dreiergruppe schloß sich dem Reiter und der Tochter des Magiers an, und sie erreichten bei Einbruch der Dunkelheit die Großen Dünen. Am Fuß einer Düne schlugen sie ihr Lager auf, und Velena warnte sie alle davor, die Dünen zu erklimmen, oder die breiten Wege zwischen ihnen zu benutzen, die wie scharfe schluchtenartige Einschnitte wirkten. Von diesen Punkten aus war die andere Seite der Wüste zu überblicken, und damit würde man unweigerlich auch die Umrisse der Gärten und Mauern sehen, was zu diesem Zeitpunkt einem Selbstmord gleichkam. Denn sobald die letzten Sonnenstrahlen versiegten, ertönte die rätselhafte Pfeife, die den Geist verwirrte, und die Menschen zu hilflosen Marionetten machte.

Ohne daß man für einen solch Unschuldigen noch etwas tun konnte, verschwand der in Maruburs Hallen und verlor dort endgültig den Verstand.

Yamissa war eine Frau mit weißblondem Haar und von betörender Schönheit. Sie lächelte Hellmark verführerisch an. Mehr als einmal suchte sie die Gelegenheit, ein Gespräch mit ihm zu beginnen und ihn von Velenas Seite wegzulocken und mit Fragen zu attackieren.

Velena hielt es für angebracht, das Lager zu bewachen. Abwechselnd sollte einer von ihnen wachen und aufmerksam die Umgebung beobachten. Bei der geringsten Veränderung sollten die anderen geweckt werden. Wie man dann vorgehen würde, für den Fall, daß die gefürchteten Wüstenvampire tatsächlich auftauchten,

konnte zu diesem Zeitpunkt selbst die in vieles eingeweihte Velena nicht entscheiden.

Das Los bestimmte den Wächter der ersten Etappe, die drei Stunden währen sollte. Für die Nacht waren insgesamt drei Ablösungen vorgesehen.

Das Los fiel auf die charmante Laerte. Sie war gut einen Kopf kleiner als die hochgewachsene Yamissa, sprach mit ruhiger, dunkler Stimme und war ernster als die weißblonde Schöne.

Nachdem die Entscheidung gefallen war, verpflegte sich die kleine Gruppe. Niemand von ihnen besaß viel. Hellmarks Wasservorräte wurden begeistert umjubelt. Larkon hatte einen Sack getrockneter Früchte dabei, die etwas herb schmeckten und schnell den Hunger stillten.

Björn hatte in seinem Proviantvorrat noch ein Bündel eines speziellen Grases, das am Rand der Berge wuchs und von Yümaho mit Vorliebe gefressen worden war.

»Sieht nicht mehr besonders gut aus, Yümaho. Tut mir leid! Aber eine Frischhaltetruhe konnte ich leider nicht mitnehmen.«

Das welke, graubraune Gras raschelte zwischen Björns Fingern. Yümaho kaute unlustig darauf herum, aber er fraß es. Er fraß auch einige Trockenfrüchte, und wieder hatte Björn Hellmark Gelegenheit, die besondere Art dieses großartigen Prachttieres zu studieren. Es war, als würde das Pferd die Situation begreifen. Yümaho war klug.

In diesen Sekunden nahm der Deutsche, der in die Vergangenheit eines geheimnisvollen Landes geraten war, sich vor in Zukunft noch stärker auf Yümahos Reaktionen zu achten, und die Sprache dieses Tieres zu erlernen.

Sie waren alle sehr müde. Die langen Schatten der Dünen verschmolzen mit der Dunkelheit, als die Sonne im Westen die Erde zu berühren schien.

Von diesem Augenblick an wurde es sehr schnell finster.

Der Himmel überzog sich wie mit einem grauen, dichtgewebten Netz, hinter dem das Sternenlicht verblaßte.

Kein Lichtstrahl mehr traf auf die geknechtete Erde, die zum Spielball der Geister und Dämonen geworden war.

Wenn man jedoch angestrengt in nördliche Richtung blickte, konnte man ein vibrierendes Glosen am Himmel wahrnehmen, das durch die riesigen Magmasee hervorgerufen wurde.

Yamissa rollte sich in eine leichte Decke und schlief sofort ein. Larkon ebenfalls. Velena starrte noch eine Weile gen Himmel und umspannte mir ihrer zarten Hand den Griff ihres Schwertes, als wolle sie sofort bereit sein, wenn die Situation es erforderte.

Velena hatte den Kopf leicht zur Seite gedreht, und konnte dem Mann, der sie sicher bis hierhergeführt hatte, in die Augen sehen. Ein

sanftes Lächeln umspielte ihre Lippen, als Hellmark nach ihrer Hand griff und sie zärtlich streichelte.

Björns Gedanken drehten sich wie ein Karussell im Kreis. Tausend Dinge gleichzeitig waren es, die ihm durch den Kopf gingen; er wäre am liebsten aufgestanden und zwischen den beiden fast hundert Meter in den Himmel ragenden Dünen hindurchgegangen, um einen Blick auf die andere Seite der Wüste zu werfen, wo Maruburs Reich begann. Doch die Vernunft hielt ihn zurück.

Zu gern hätte er auch mehr über die geheimnisvollen Wüstenvampire gewußt, die Velena offenbar mehr fürchtete als Marubur, den Herrn der Wahnsinnshallen. Er wollte sie danach fragen, aber da sah er, wie ihr die Augen zufielen und sie einschlief.

Friedliche Ruhe herrschte.

Er ließ einen letzten, stillen Blick in die Runde schweifen.

Laerte hatte gut zehn Meter von den Schlafenden entfernt auf einer Erderhöhung ihren Posten bezogen. Von hier aus hatte sie einen vortrefflichen Blick über die nähere Umgebung.

Hellmark schloß die Augen und versuchte ebenfalls Ruhe zu finden. In drei Stunden würde man ihn wecken. Dann würde der Wachauftrag an ihn weitergegeben.

Björn hoffte, daß es zu keinen Zwischenfällen kam, die ihre Kräfte sinnlos fordern würden. Insbesondere dachte er an die Wüstenvampire. Obwohl er sie nie gesehen hatte drängte es ihn nicht, ihre Bekanntschaft zu machen.

Und doch waren die unheilvollen Wesen schon näher, als er dachte.

*

Stille… Dunkelheit…

Die Stunde der Vampire!

Niemand bemerkte sie. Sie verursachten kein Geräusch. Sie kamen nicht über den Sand. Sie kamen von unten.

Unmittelbar neben der großen Düne, hinter der die Erschöpften lagen und schliefen, tat sich etwas.

Der Sand rieselte lautlos über eine kreisrunde Stelle hinweg, als würde dort still der Wind spielen.

Aber es war nicht der Wind.

Es war ein Wüstenvampir.

Glatt und sandfarben glitt etwas aus dem lockeren Erdreich, eine kleine Kuppel. Ein Schädel. Zwei ereile weiße Augen, in denen stecknadelkopfgroße Pupillen wie Kohlen glühten kamen unter dem kahlen Schädel, unter haarlosen Brauen, zum Vorschein.

Das unfaßbare Wesen atmete nicht. Und doch lebte es. Seine

Augen bewegten sich. Der kahle Kopf rutschte lautlos noch ein paar Zentimeter mehr aus dem lockeren Sand und die breite, fleischige Nase wurde sichtbar. Sie blieb auf dem Sand liegen, so daß nur die Nüstern darüber hinwegragten, als wolle der Wüstenvampir Witterung aufnehmen.

Das Geschöpf war von der Farbe der Düne und des Sandes nicht zu unterscheiden. Der Sand bot ihm keinen Widerstand, war keine feste Materie für ihn. Er bewegte sich darin lautlos und gewandt wie ein Fisch im Wasser.

Die Augen des Unheimlichen waren auf die Schläfer gerichtet, und die hübsche junge Laerte, die auf dem Erdhügel saß und ihre Umgebung beobachtete. Auf den Knien hatte das Mädchen einen goldblitzenden Dolch liegen.

Der Wüstenvampir schob seinen massigen kahlen Schädel vollends aus dem Sand, und seine breiten Kiefer trugen große Zähne, die vorstanden, und zwischen denen Sand rieselte.

Das dämonische Geschöpf sah, wie die Frau auf dem Erdhügel den Kopf wandte und den Blick genau in seine Richtung drehte. Da schloß der Vampir einfach die Augen und das grelle, leuchtende Weiß seiner Augäpfel verschwand.

Laerte sah nur grau-beigen Sand, auf dem die Schatten der Wüstennacht lagen.

Das Mädchen konnte nichts Besonderes erkennen.

Der Wüstenvampir tauchte lautlos unter. Er sank ein in den Sand, und der Hohlraum, den sein massiger Körper hinterlassen hatte, brach weiter ein. Von draußen entstand neben der Düne eine deutlich sichtbare Mulde. Aber Laerte merkte es nicht. Sie bemerkte auch nicht, was sich danach unter der Erde abspielte.

Der Koloß bohrte sich in mehr als zwei Metern Tiefe förmlich durch den Sand, durchschwamm ihn, tauchte unter dem Erdhügel hinweg und stieg dann langsam und lautlos hinter Laertes Rücken aus dem Boden heraus. Breite, nackte Schultern, sandfarben, teilten die lockere Erde.

Das Mädchen blickte auf die Dünen, hinein in den schluchtähnlichen Einschnitt, durch den sie morgen gehen wollten, um die letzte Strecke bis zum Meer zurückzulegen. Sie ahnte nichts von der Gefahr hinter ihrem Rücken.

Eine Hand tauchte aus dem Sand, ein massiger Arm folgte nach. Die Hand schnellte nach vorn.

Laerte konnte nicht mehr schreien. Die große kalte Hand verschloß ihren Mund. Ihre Augen schienen aus den Höhlen zu quellen. Geistesgegenwärtig griff sie noch nach dem Dolch auf ihren Knien und wollte sich herumwerfen und den für sie unsichtbaren Angreifer abwehren.

Sie brachte die Hand noch in die Höhe.

Da kam der kahle Schädel mit der fleischigen Nase, den großen weißen Augen und dem breiten Maul ruckartig nach vorn. Die großen Zähne schlugen an ihre Schulter.

Laertes Miene verzog sich. Schmerz und Lust bildeten eine seltene Mischung auf ihren Zügen.

Ihre Handbewegung geriet ins Stocken, ihre Finger öffneten sich, und der Dolch glitt aus ihrer Hand.

Dann geschah etwas sehr Merkwürdiges, Unheimliches…

*

Zwei Wagen rasten auf dem Highway dicht hintereinander Richtung New York.

Gil Sanders war es nicht gelungen, den Verfolger abzuschütteln. Mehrere Male hatte er ein riskantes Überholmanöver durchgeführt, um den nachfolgenden Chevrolet abzuhängen. Der Verfolger hatte es geschafft, stets nachzuziehen.

Sanders grinste vor sich hin.

Das Spiel fing an ihm Spaß zu machen. Nun, es würde sich zeigen, was dabei herauskam.

Eine Stunde nach seiner Abfahrt von Jeff Mills' Haus erreichte er das Apartmenthaus in der First Ave, unweit vom Hudson. Von diesem Haus aus hatte man einen hervorragenden Blick über den Fluß und die New Yorker Stadtteile Queens und Brooklyn.

Das Haus stand noch nicht lange. Es hatte großzügig eingerichtete Räume, riesige Fenster und alle Luxuseinrichtungen, die man sich nur denken konnte. Sogar die Türen öffneten und schlossen sich innerhalb der Wohnung elektronisch bei Annäherung.

In diesem Haus lebte Gil Sanders seit fünf Jahren. Die Studiowohnung im obersten Stock konnte sich sehen lassen. Hier waren sie gemeinsam eingezogen, er und seine Frau Eve.

Gil stoppte auf dem Parkplatz vor dem Haus. Der Chevrolet hielt zwei Einstellplätze weiter links.

Sanders stieg aus und verschloß die Tür seines Autos.

Der Fahrer des Chevrolets wollte ebenfalls ins Freie. Der Fahrer war eine Frau.

Eve Sanders!

Der Reporter tat so, als ob er sie überhaupt nicht sehe, ging um den Wagen herum und lief auf den verglasten Eingang des Apartmenthauses zu, der jedem Klasse-Hotel Ehre gemacht hätte.

»Gil!«

Er hörte Eve rufen, aber er reagierte nicht. Da begann sie zu laufen. Das schnelle Klappern ihrer Absätze kam rasch näher.

»Gil, so bleib doch stehen!«

Er dachte nicht daran, beschleunigte seinen Schritt, als er dem Marmortreppenaufgang näherkam und hielt schon die Schlüssel in der Hand. Das Portal war um diese Zeit abgeschlossen.

Der Hausmeister sorgte für Zucht und Ordnung.

»Gil, ich muß dich sprechen!« Da war sie neben ihm. Parfümduft… Black Roses, er kannte die Marke. Nicht billig. Diese Komposition leisteten sich ein paar extravagante Playgirls und Filmdiven. Daß Eve in diesen Kreisen verkehrte, roch man nicht nur, man sah es auch. Sie verstand es, ihren Typ ins rechte Licht zu rücken. Nie kleidete sie sich unnatürlich modisch. Was sie trug, war von schicker Eleganz.

Sie ist noch immer sehr schön, schoß es ihm durch den Kopf, aber was soll es… vorbei ist vorbei.

»Ich wüßte nicht, was ich mit dir zu sprechen hätte«, bemerkte er rauh, während er den Schlüssel im Schloß drehte. Das Glasportal schwang nach innen. Mit großen Schritten durchquerte Sanders die Marmorhalle. Die Frau, von der er getrennt lebte, griff blitzschnell nach seinem Ärmel und hielt ihn fest. Ruckartig riß er sich los. »Ich habe keine Zeit. Entschuldige!«

Sie ließ sich nicht abwimmeln und klebte an ihm wie eine Klette.

Der Lift rauschte nach unten. Gil Sanders öffnete die Tür.

»Ich muß mit dir reden. Gil!« Eve Sanders Stimme klang verzweifelt.

Er sah sie kurz an und blieb auf der Schwelle stehen. Eve war schlank, 1,68 groß und hatte dichtes, schwarzes Haar. Im Kontrast dazu standen ihre blauen Augen. Um ihre sinnlichen Lippen zuckte es. In ihren Augen schimmerte es feucht.

»Ich weiß, daß ich viel falsch gemacht habe, Gil«, fuhr sie fort mit ihrer angenehm dunklen Stimme. Gil Sanders fühlte sich an die schönsten Stunden mit ihr erinnert und ein, Anflug von Wehmut überfiel ihn, so daß er sich zusammenreißen mußte. »Laß es uns doch noch mal versuchen.«

Ehe er es verhindern konnte, schlang sie die Arme um seinen Hals, schmiegte ihre glühenden Wangen an sein Gesicht, und der betörende Duft ihres Parfüms verwirrte seine Sinne. Er spürte, wie Eve am ganzen Körper zitterte. Für den Bruchteil eines Augenblicks fühlte sich Gil veranlaßt, sie in die Arme zu schließen. Schon kamen seine Arme mechanisch in die Höhe, als plötzlich ein Ruck durch seinen Körper ging und er es unterließ.

»Wir haben es oft versucht, Eve«, sagte er ruhig.

Er ging einen Schritt zurück in den Lift. Dabei griff er mit Daumen und Zeigefinger unter ihre Hände, die ihn umschlungen hielten und löste ihren Griff. Sie huschte mit in den Lift.

»Ich komme mit dir.« Fest und sicher klang ihre Stimme. Er kannte

ihre Selbstsicherheit zu Genüge. »Wir werden uns noch mal in Ruhe über alles aussprechen.«

Mit diesen Worten drehte sie sich kurz um und drückte auf den Knopf des obersten Stockwerks. Die Tür wich fauchend nach innen, und rucklos schwebte der Aufzugskorb nach oben.

»Du gibst dich vergeblichen Träumen hin, Eve. Es kann nie wieder so sein, wie es mal war. Es ist zuviel zwischen uns geschehen.«

»Ich weiß. Ich habe es eingesehen. Das alles ist ganz allein meine Schuld. Noch aber trage ich deinen Namen, Gil. Wir sind beide ein bißchen verrückt, daß wir es soweit haben kommen lassen, findest du nicht auch? Es war alles so unnötig, Gil. Ich habe darüber nachgedacht. Wir haben uns benommen wie die kleinen Kinder. Laß uns doch noch mal von vorn anfangen, Gil!!«

Er atmete tief durch, begegnete ihrem Blick und schüttelte leise den Kopf. »Wir haben schon oft von vorn angefangen, Eve, bis wir feststellten, daß es keinen Sinn mehr hatte. Der Schritt, den wir vor vier Monaten gingen, war der richtige, glaub es mir. Wir passen nicht zusammen. Wir sind beide nicht für die Ehe geschaffen!«

»Du darfst nicht so reden, Gil.«

»Ich sage nichts als die Wahrheit, Eve.«

»Noch mal einen Anfang, Gil…«

»Nein.«

»Ich hatte heute abend solche Sehnsucht nach dir. Seit dem späten Nachmittag bin ich schon in deiner Nähe. Ich bin dir nachgefahren, ich habe bis zuletzt auf dich gewartet. Ich will dir zeigen, daß ich dich immer noch liebe.«

»Das ist keine Liebe, Eve! Du spionierst mir nach, weil du es nicht ertragen kannst, daß ich nun irgend etwas tue, wovon du keine Ahnung hast!«

»Das ist nicht wahr!«

Ihre Miene verfinsterte sich, und sie preßte ihre Lippen zusammen.

Er sagte nichts mehr darauf und blieb stumm.

»Laß es noch mal auf einen Versuch ankommen, Gil. Ich hatte vier Monate Zeit, um darüber nachzudenken.«

»Davor hattest du fünf Jahre Zeit. Ich habe dir mehr als einmal vor Augen gehalten, woran es liegt. Es hat nie etwas genützt. Es wird auch diesmal nichts nützen.«

Der Lift erreichte sein Ziel. Gil Sanders drückte mit einer Hand die Tür auf und schob mit der anderen die nachdrängende Eve zurück. »Fahr nach unten! Es hat keinen Sinn. Wir haben uns entschieden – und du warst ebenfalls damit einverstanden. Es ist besser so für uns. Und noch eins, Eve: Unterlaß es, mir nachzuspionieren! Wir waren uns darüber einig, daß jeder den Weg gehen könne, den er für richtig hält. Dabei wollen wir doch bleiben, oder?«

»Du redest mit mir wie mit einem kleinen Mädchen!« stieß sie hervor, und ihr Gesicht lief puterrot an, als er Eve kurzentschlossen weiter in den Fahrkorb zurückdrängte.

»Du bist wie ein kleines Mädchen, Eve!«

Sie atmete tief durch. Ihre Lippen zuckten, und in ihren Augen blitzte es.

»Ich gebe mir soviel Mühe, Gil…«

»Das hält wieder mal eine oder auch zwei Stunden an, dann wirst du wieder hysterisch.«

Das war zuviel für sie. »Du bist unverbesserlich«, preßte sie hervor. Ihre Stimme klang eiskalt. »Du verdienst nicht, daß man überhaupt den Versuch macht, mit dir…«

Er ließ sie nicht ausreden. »Ich habe dich nicht gerufen, du bist von allein gekommen.«

Damit knallte er ihr die Tür vor der Nase zu.

Eve Sanders warf sich dagegen. »Du bist es nicht wert, du bist es wirklich nicht wert!« brüllte sie lautstark durch den Gang, daß das Echo widerhallte. »Du bist ein ganz mieser Kerl! Aber wenn du denkst, daß du mich einfach abwimmeln kannst, dann irrst du dich! Ich habe vor drei Tagen nochmal mit meinem Anwalt gesprochen und ihn darauf hingewiesen, daß ich überhaupt nicht mehr interessiert daran bin, daß alles so glatt über die Bühne geht. Ich werde dir das Leben schwermachen. Gil, darauf kannst du dich verlassen!«

Sie rief das so laut, daß jemand auf dem Gang die Tür öffnete und den Kopf hinausstreckte, um zu sehen, was da vorging.

»Ich werde dir überallhin folgen – wie dein Schatten«, fuhr Eve Sanders fort. »Ich werde dir keine ruhige Minute mehr lassen. Ich hasse dich, Gil, und ich werde dich diesen Haß spüren lassen! Du wirst es noch bereuen, mich so behandelt, mich mit Füßen getreten zu haben.«

Er wollte noch etwas erwidern, aber er unterließ es. Die Szene, die sie hier veranstaltete, war ihm peinlich.

»Ruhe!« rief vom anderen Ende des langen Ganges, auf den rund dreißig Türen mündeten, eine aufgebrachte Stimme. »Kann man denn hier nicht mal in Ruhe schlafen?«

Die Frau, die nur drei Türen vom Lift entfernt aus der Wohnung gekommen war, und unter einem durchscheinenden Kopftuch farbige Lockenwickler trug, starrte aus großen Augen zu ihnen herüber, schüttelte den Kopf und murmelte irgend etwas vor sich hin, das sie beide nicht verstanden.

Eve Sanders war so in Zorn geraten, daß sie sich nicht mehr zusammenreißen konnte und ihr in diesem Moment alles egal war.

Gil Sanders kannte diese Ausbrüche. Das war typisch für sie.

»Ich werde dir das Leben zur Hölle machen, Gil!« Wie eine Furie

stand sie zwischen Lift und Gang und schrie ihn am. »Ich würde auch nicht davor zurückschrecken, dich zu vernichten, Gil, wenn ich heute erkennen sollte, daß dies der einzige Weg ist, um dich von mir zu befreien.«

»Du bist verrückt, Eve!«

»Ja, vielleicht bin ich verrückt. Und vor Verrückten muß man sich in acht nehmen. Denk dran!«

Sie zog die Tür nach innen. Der Lift rauschte nach unten. Gil Sanders drehte sich nicht mehr um. Ihm war das alles peinlich. Die Frau mit den Lockenwicklern im Haar preßte erschreckt ihre Hand an den Mund, als sie diese Worte hörte. Sie ahnte in diesen Sekunden nicht, wie wichtig diese Worte für sie und für Eve Sanders noch werden sollten.

*

Eve Sanders verließ das Apartmenthaus. Nach der Trennung vor vier Monaten hatte sie eine Wohnung nur zwei Straßenecken weiter vorn bezogen. Die Möbel, die während ihrer Ehe mit dem Reporter angeschafft wurden, hatte sie mit Gils Einverständnis mitgenommen. Gil hatte keinen Wert darauf gelegt.

Die Apartmentwohnung war gepflegt und kostspielig eingerichtet. Wie Gil, so konnte auch sie sich praktisch jeden Wunsch erfüllen. Als Top-Modell erhielt sie Spitzengagen. In der Redaktion des »Modern Girl« hatte Eve den gutaussehenden Reporter Gil Sanders kennengelernt. Innerhalb von acht Wochen heirateten die beiden und zogen zusammen.

Was sich dann über fünf Jahre in der Ehe abspielte, daran mochte sie nicht mehr denken.

Wütend knallte Eve Sanders die Tür ins Schloß, goß sich nach der Ankunft einen Drink ein und drehte dann die Telefonscheibe.

Es dauerte eine geraume Weile, ehe sich eine Männerstimme verschlafen meldete.

»Na, endlich, Borowsky. Ich habe schon geglaubt, Sie nicht mehr zu erreichen. Hier spricht Eve Sanders.«

»Misses Sanders?« Jan Borowsky konnte seine Überraschung nur schwer verbergen. »Sie? Jetzt? Um diese Zeit?«

»Ich denke, ein Privatdetektiv ist jederzeit erreichbar.«

»Schon. Aber heute habe ich mir mal erlaubt, mich früher hinzulegen, Misses Sanders. Der Tag war anstrengend.«

»Wenn Sie viel Arbeit haben, Borowsky, dann verdienen Sie auch viel.«

»Mein stiller Teilhaber verhindert, daß ich reich werde.«

»Ihr stiller Teilhaber?«

»Das Finanzamt, Misses Sanders. – Was kann ich für Sie tun?«

»Nehmen Sie Ihre Arbeit für mich wieder auf, Borowsky. In verstärktem Maß. Ich will über jeden seiner Schritte informiert sein, ich will wissen, wann und mit wem er spricht und was er vorhat.«

Die Worte sprudelten nur so über ihre Lippen.

»Moment, Misses Sanders, daß wir uns auch richtig verstehen: ich soll…«

»Sie sollen weitermachen, ja.«

»Aber vor drei Tagen…«

»Was ich vor drei Tagen sagte, gilt nicht mehr, Borowsky.« Sie führte das Glas an die Lippen und leerte den Sherry mit einem Zug. »Ich hoffe, ich kann mich auf Ihre Diskretion verlassen.«

»Das ist selbstverständlich.«

»Nun können Sie wieder ins Bett gehen, Borowsky. Entschuldigen Sie bitte, nehmen Sie es mir nicht übel, aber das mußte ich erst noch loswerden! Ich bereite einen Scheck für Sie vor.«

»Danke, Misses…«

»Nicht mehr diesen Namen. Borowsky. Sagen Sie Eve zu mir. Ich glaube, diesmal bin ich geheilt.«

Sie legte kurzentschlossen auf, noch ehe Jan Borowsky eine Bemerkung machen konnte.

Eve Sanders schenkte sich noch mal ein, und auch noch ein drittes Mal.

Ihr Gesicht war starr wie eine Maske.

Sie ging im Zimmer auf und ab wie ein gefangenes Tier im Käfig.

Plötzlich zuckten ihre Lippen. Sie nahm das Glas und warf es gegen die Wand; der Sherry-Rest verspritzte dort und hinterließ häßliche Flecken. Eve Sanders wälzte sich auf dem breiten Bett, über dem ein großer Spiegel an der Decke befestigt war. Ein Schluchzen schüttelte ihren Körper. Mit ihren Fäusten trommelte sie auf die Matratze, bis ihre Hände schmerzten, und immer wieder rief sie: »Ich werde dich vernichten, Gil. Ich weiß noch nicht wie, aber lange wirst du nicht mehr leben!«

*

Laertes Hand sank herab.

Der Wüstenvampir löste sein breites, zähnefletschendes Maul von der Schulter und dem Hals des jungen Mädchens.

Laerte verspürte keinen Schmerz mehr. Wie versteinert saß sie auf dem Hügel, und die seltsame Verwandlung ging blitzschnell vor sich.

Ihre Haut wurde trocken und spröde und wirkte für einige Augenblicke beinahe durchsichtig. Sie wurde fahl, dann beigebraun. Ihr Kopf wurde vollkommen glatt. Das schimmernde Haar schrumpfte

zusammen, die Augenbrauen verschwanden. Ihr ganzer Körper hatte mit einem Mal die Farbe des Wüstensandes. Breit und groß und hervorstehend wurden ihre Zähne, und der sanfte Blick der Augen verwandelte sich in eisiges Stieren. Rund wie Ping-Pong-Bälle wirkten die Augäpfel in ihren Höhlen. Die Pupillen waren groß wie Stecknadelköpfe.

Ein breites, böses Grinsen verunstaltete das klobige, glatte Gesicht Laertes, die keinerlei Ähnlichkeit mehr mit sich hatte.

Sie war zu einem Wüstenvampir geworden!

Langsam, wie von unsichtbarer Hand in die Höhe gezogen, erhob sie sich.

Wie ein Roboter kam sie den Hügel herab, näherte sich dem Lager der Schlafenden. Während sie darauf zuging, kam es erneut zu einer Umwandlung.

Laerte nahm ihre alte Gestalt wieder an. Leichtfüßig bewegte sie sich über den Sand. Ihr Blick war etwas starrer, und wer sie so sah, würde nicht vermuten, daß etwas nicht mit ihr stimmte.

Nur eines unterschied sie von der zuvor lebenden Laerte: sie atmete nicht mehr.

Doch das fiel nicht auf, wenn man nicht extra darauf achtete.

*

Sie blickte auf die Schläfer herab.

Yamissa lag ganz außen.

Laerte beugte sich zu ihr herab. Die weißblonde Frau aus Xantilon atmete tief und ruhig.

Vorsichtig, mit den behutsamen Bewegungen einer Raubkatze, näherte Laerte ihre Rechte dem Hals der schönen Frau und schob langsam das seidig schimmernde Haar zurück, so daß Nacken und Schulterpartie frei wurden.

Laerte beugte sich noch tiefer hinab. Ihr breites Gebiß packte genau zwischen Nacken und Schulterpartie zu. Es knirschte leise.

Yamissa zuckte zusammen, schlug die Augen auf und war sofort hellwach. Sie riß den Mund auf und wollte schreien, da legte sich eine zarte Hand auf ihren Mund.

»Nicht schreien, Yamissa! Es ist alles gut.«

»Laerte? Du?« Verwundert blickte sie die Freundin an, mit der sie gemeinsam den beschwerlichen Marsch durch Wüste, Berge und Steppe unternommen hatte. Mechanisch zuckte Yamissa Hand zum Hals, wo sie einen brennenden Schmerz verspürte.

»Es hat mich etwas gestochen«, wisperte sie. »Ich…«

»Deswegen bin ich hier«, warf Laerte schnell ein. »Ein kleines Tier… Es ist über deinen Nacken gelaufen. Ich fürchtete schon, es

würde dich beißen. Aber dazu ist es nicht gekommen. Ich habe es verscheucht.«

Yamissa tastete die Stelle ab. Sie fühlte sich kalt und gefühllos an, und für den Bruchteil eines Augenblicks schien es, als wolle sie doch noch mal eine Frage stellen. Doch dann interessierte sie das alles nicht mehr, und der Glanz in ihren Augen veränderte sich. Das andere, das Fremde ergriff von ihr Besitz und sie wußte nichts mehr von ihrem Dasein als Mensch.

Geheimnisvolle Kräfte wurden in ihr wach. Sie starb, während sie sich aufrichtete, und sie war doch nicht tot!

Sie war eine Untote und machte die gleiche schauderhafte Verwandlung durch wie Laerte. Sie war erfüllt von abgrundtiefem Haß gegenüber allem Menschlichen, allem, was lebte und was anders war als sie.

Gleichzeitig machte sie eine neue Erfahrung. Die Erfahrung der Wüstenvampire. Sie war verbunden mit dem Geist, der sie lenkte. Sie wußte, was in tausend anderen Hirnen vorging, die in Schädeln unterhalb des Wüstensandes untergebracht waren. Sie wußte, was in Laerte vorging, und wer Laerte nun wirklich war.

Ein teuflisches Gefühl des Triumphes erfüllte sie, als sie wie eine Schlange auf die Seite glitt und sich Björn Hellmark näherte, während ihr Körper dem schauerlichen Wesen glich, das aus der Tiefe der Wüste emporgekommen war und ihnen das Grauen gebracht hatte. Dieses Grauen wollte sie weitertragen.

Larkon, Velena und Kaphoon sollten die nächsten sein.

Zuerst Kaphoon.

Er war der Stärkste, der Aufmerksamste, und die tote Yamissa fühlte sich noch immer besonders zu ihm hingezogen, zu diesem starken Krieger mit den breiten Schultern, dem blonden Haar und den verwegenen, abenteuerlichen Zügen. Schon bei der ersten Begegnung hatte sie den Wunsch verspürt, ständig in der Nähe dieses Mannes zu sein. Er faszinierte sie. Nun konnte sie wahrmachen, was normalerweise nach dieser nur kurzen Begegnung unmöglich gewesen wäre. Er würde ihr gehören.

Sie glitt in der Vampirgestalt um Velena herum die in tiefem Schlaf lag. Laerte hatte wieder ihren Platz auf dem Sandhügel eingenommen und zeigte sich noch immer in ihrer ursprünglichen Gestalt.

Es schien, als griffe ein Rädchen ins andere, und ein mystischer Plan würde sich erfüllen.

Laertes Rolle war eine andere als die Yamissas.

Jeder handelte für sich – und doch im Sinn eines anderen, eines Großen, der in der Tiefe existierte und kontrollierte.

Mit Kaphoon mußte es schnell gehen.

Schon war der Yamissa-Vampir neben dem Schläfer. Nur eine

Armweite von Kaphoon entfernt, stand Yümaho, ließ den Kopf hängen und hatte die Augen geschlossen.

Der Vampir bewegte sich völlig lautlos. Da kein Wind ging, nahm Yümaho auch die Witterung des schauerlichen Geschöpfes nicht wahr.

Die Hand des Yamissa-Vampirs rutschte über den Sand. Kaphoon lag mit dem Rücken auf dem Boden, und es war für die verwandelte, untote Yamissa nicht einfach, sich seinem Hals zu nähern. Und nur hier konnte der Biß angebracht werden, der einen Lebenden in einen Untoten, Abhängigen verwandelte.

Sie war sehr vorsichtig. Doch nicht vorsichtig genug.

Mit dem Knie berührte sie das magische Schwert Kaphoons. Es war nur ein ganz leichter, kaum wahrnehmbarer Stoß.

Aber der genügte.

Zwei merkten sofort, daß etwas vorging. Das waren Hellmark und Yümaho, der weiße Hengst.

Das Pferd warf den Kopf hoch und wieherte erschrocken, Hellmark rollte sich instinktiv auf die Seite und griff nach seinem Schwert. Dabei nahm er halbverschlafen – die schattenhafte Bewegung an seiner Seite wahr und tat geistesgegenwärtig genau das Richtige.

Da gellte Laertes Schrei auf! »Achtung Kaphoon! Gefahr!«

Er hatte sie eine Zehntel-Sekunde schneller registriert, aber das erkannte er in diesem entscheidenden, gefahrvollen Augenblick nicht.

»Vampire!« Dieser Schrei kam von Velena, die durch die plötzlich entstandene Unruhe aufgewacht war.

Das Mädchen rappelte sich auf. Yümaho wieherte wie von Sinnen, Laerte schrie etwas, das niemand verstand, und Larkon sprang wie von einer Tarantel gestochen in die Höhe und erfaßte im ersten Moment das Geschrei und das Durcheinander nicht.

Vampire? Kaphoon blickte sich irritiert um. Da war doch nur einer.

Aber nein! Jetzt sah er das Gewimmel! Überall schoben sich die massigen, kahlen Schädel mit den weißen Billardkugelaugen aus dem Boden. Die Erde unter ihren Füßen rieselte und knirschte, Hohlräume entstanden, und die aufgescheuchten Menschen taumelten und hatten Mühe zu stehen.

»Yamissa? Wo ist Yamissa?« brüllte Hellmark alias Kaphoon. Sein Schrei hallte durch die Nacht und übertönte das mahlende Geräusch, das ein Mittelding zwischen Knirschen und einem knöchernen Rascheln darstellte, das entstand, wenn ein schuppiger Echsenleib über groben, steinigen Untergrund gezogen wurde. Das Geräusch und das Auftreten der Wüstenvampire gehörte zusammen. Das Geräusch kam auch jetzt aus dem breiten Maul jenes Vampirs, der versucht hatte, Hellmark anzufallen, und dem dieses Vorhaben mißglückt war.

Und noch ehe Velenas Aufschrei seine Ohren erreichte, wußte er, wer sich da schwerfällig auf ihn zu bewegte.

Die kahle massige Gestalt mit den schrecklichen Augen und dem gräßlichen Maul! Diese Gestalt trug die hellen, fast durchsichtigen Gewänder, die Yamissa getragen hatte!

»Yamissa? Das ist Yamissa!« Velenas Stimme überschlug sich.

*

Es blieb keine Zeit für lange Erklärungen.

Im Schlaf, unbemerkt von der wachenden Laerte, hatte sich einer der gefürchteten Wüstenvampire an die hübsche Yamissa herangemacht, und sie war zu einem Vampir geworden.

Ihnen allen drohte dieses Schicksal, wenn sie nicht schnell und überlegt handelten – falls sie überhaupt dazu kamen.

Björn Hellmark riß das Gesetz des Handelns an sich.

Er sah die Ungetüme, die sich eines nach dem anderen aus dem Sand hervorschoben, die wie Pilze aus dem Boden wuchsen. Im Nu wimmelte es von Wüstenvampiren. So weit das Auge reichte, war die Wüste vor und neben ihnen von den unheimlichen Gestalten übersät.

Der Yamissa-Vampir griff nach ihm und wollte ihn auf den Boden hinabziehen. Hellmark reagierte eine Zehntelsekunde schneller. Seine Rechte schoß nach vorn, versetzte dem Unheimlichen einen Stoß vor die Brust, daß der taumelte, und zwei, drei Schritte zurückwich. Diese Zeit genügte, daß auch Larkon auf die Beine kam und nach seinem Schwert greifen konnte.

Yümaho gebärdete sich wie von Sinnen.

Er stieg auf die Hinterhand, wieherte laut, peitschte mit dem Schwanz und schlug aus.

Er schleuderte den Sand in die Höhe daß er auf die kahlen Schädel der schrecklichen Vampire prasselte, die sich wie ein Mann der kleinen Gruppe näherten.

Larkon führte seinen ersten Schwertstreich gegen einen Wüstenvampir, der ihm bedrohlich nahe gekommen war.

Björn Hellmark, der mit Schrecken erkannte, daß Laerte fünf Schritte von der Gruppe getrennt war und am ehesten Gefahr lief, von den knirschenden, mahlenden und schmatzenden Vampiren eingeschlossen zu werden, sah etwas, was ihm das Blut in den Adern gefrieren ließ.

Larkon führte eine gute Klinge. Aber das war hier nicht genug.

Larkons Schwert krachte zischend auf den Koloß herab, der bis zur vollen Größe aus dem Sand ragte und oberhalb der Erde offensichtlich Schwierigkeiten hatte, sich zu bewegen.

Die Klinge tauschte genau auf den Unterarm des Vampirs zu, der sich dem Mann aus Xantilon entgegenstreckte.

Bei dieser Wucht hätte der Arm in zwei Teile gespalten werden

müssen. Doch die Klinge klatschte nur schmatzend auf den Arm, und dort zeigte sich kein Schnitt, keine Verletzung. Es entstand nur eine kleine Delle, als bestünde der Vampir aus elastischer Gummimasse.

Larkon schlug ein zweites, ein drittes Mal zu, und es gelang ihm sogar, das Schwert in die Brust seines aufdringlichen Gegners zu bohren. Es ratschte, und Larkon zog das Schwert aus dem Leib seines Widersachers wie aus einer großen Stoffpuppe. Die fiel nicht, die war nicht zusammenzuschlagen und nicht zurückzudrängen.

Auf Björns Stirn perlte der Schweiß. Hier zu kämpfen bedeutete nur Kräfte zu vergeuden. Gegen das Heer der aus dem Boden auftauchenden Vampire konnten sie nicht das geringste ausrichten. Von vornherein standen sie auf verlorenem Posten.

Sie konnten die Zeit, bis sie selbst Vampire wurden, verlängern. Sie konnten die Unheimlichen etwas aufhalten, mehr war nicht drin.

Er erreichte Laerte, riß das Mädchen, das vor Schreck ganz steif schien, einfach mit sich und erkannte nicht, daß sie nicht atmete, daß sie anders war als zuvor.

Er zerrte sie hinüber zum Rand der Düne, wo Larkon den schwersten und aussichtslosesten Kampf seines Lebens führte.

Auch Velena setzt sich gegen drei, vier Vampire gleichzeitig zur Wehr, die sie umkreist hatten.

Und in dem Augenblick, da sie in höchster Bedrängnis war, geschah etwas höchst Seltsames.

Er sah, wie Velena blitzschnell den goldenen Armreif umfaßte und ihn nach links drehte.

Träumte er? Narrte ihn ein Spuk? Aus der schlanken, grazilen Gestalt schälte sich plötzlich das Bild eines kampfesmutigen Recken eines jungen Mannes, der mit harter Hand und sehr geschickt sein Schwert führte, der seine ganze Kraft einsetzte, um sich die unheimlichen Gegner vom Leib zu halten.

Velena – war gar nicht Velena? Hatte er die ganze Zeit über nur ein Trugbild gesehen?

Es blieb keine Zeit, darüber nachzudenken. Velena und Larkon kämpften, und auch er mußte kämpfen. Dabei machte er eine erstaunliche Entdeckung. Wo das magische Schwert einen Vampir traf ging es nicht so glatt über die Bühne, wie die Schrecklichen dies gewohnt waren.

Auch mit dem Schwert des Toten Gottes konnte er die Vampire nicht ›töten‹ aber er konnte sie bewegungsunfähig machen. Sobald er sie berührte, ging ein Ruck durch deren Körper, und sie wurden steif wie ein Brett. Die in ihrer ganzen Körpergröße aus dem Sand herausgekommen waren, fielen um und rührten sich nicht mehr. Die nur mit ihren Oberkörpern aus der Wüste ragten, ihre Arme nach ihm ausstreckten, um ihn zu Boden zu zwingen und ihre Zähne in seinen

Nacken oder seine Schultern zu schlagen, blieben wie leblose Pfähle im Wüstensand stecken und sanken dann langsam in die Tiefe, als würde jemand von unten an ihren Beinen ziehen.

Im Nu hatte er sich auf diese Weise eine Gasse geschaffen.

Aber als die Vampire erkannten, daß da einer war, bei dem der gewohnte Maßstab nicht galt, da wirkte das auf sie wie eine Droge.

Ihre Kampfes- und Angriffswut wurde angestachelt. Sie tauchten schneller auf und zogen ihre Kreise enger. Da erscholl ein gellender Aufschrei.

Larkon taumelte. Er verlor sein Schwert. Sofort waren drei, vier Vampire über ihm.

Hellmark schlug sich eine Gasse und nahm aus den Augenwinkeln heraus wahr, daß die vermännlichte Velena mit Bravour kämpfte daß sie sich die Vampire bisher vom Leibe gehalten hatte, aber es nur eine Frage der Zeit war, wie lange ihr das noch gelang.

Björn kämpfte verzweifelt, und es gelang ihm, die Vampire von sich und Laerte fernzuhalten, aber er kam zu spät an jene Stelle, an der Larkon zu Boden gerissen worden war. Das Schwert des großgewachsenen, mutigen Mannes steckte wie ein Mahnmal in der Erde. Vier Vampire erhoben sich, dann ein fünfter. Larkon war zu einem Wüstenvampir geworden und ging wie die anderen sofort zum Angriff über, als Hellmark sich näherte.

Wieder hieß es kämpfen. Er konnte die unmittelbare Körperberührung durch die Vampire vermeiden.

Um so stärker wurde Velena bedrängt.

Wie ein Dreschflegel wirbelte das Schwert in der Hand des jungen Mannes, der dort kämpfte. Doch trotz allen Einsatzes würde auch dieser Kämpfer unter den gegebenen Umständen bald den kürzeren ziehen und als Vampir enden, wenn sie sich nicht etwas anderes einfallen ließen.

Velena war zurückgedrängt worden bis an die Schlucht zwischen den beiden großen Dünen. Sie taumelte, verlor den Halt, stach einem Vampir in den Kopf, gewann dadurch nichts und verlor nur weitere Kräfte. Sie – oder er? - konnte sich noch mal fangen. Dann sprang Velena in einem wilden Satz über drei aus dem Boden drängende Vampire und lief, so schnell sie ihre Füße trugen, um die Düne herum.

Minuten vergingen…

In diesen Minuten erfuhr Hellmark alias Kaphoon nichts über das Schicksal des jungen Mädchens, das sich im Kampf zum Mann entwickelt hatte und das ihm anvertraut worden war.

Vier, sechs, acht Vampire schaltete er aus und gab einen schrillen Pfiff von sich.

Yümaho preschte heran. Die Ohren angelegt, ein furchtsames Glitzern in den Augen. Seine Hufe trampelten auf die kahlen

Vampirschädel und nackten, massigen Schultern herab, und die gespenstischen Bewohner des Wüstensandes spürten nichts, wurden nur zur Seite gedrängt und griffen nicht nach dem Pferd.

Hellmark hob die dunkelhaarige Laerte auf den Rücken Yümahos und schwang sich hinter sie. Es bedurfte keines Schenkeldruckes, um Yümaho zu bedeuten, daß es eilig war. Der Hengst machte auf der Stelle kehrt und jagte in wildem Tempo zwischen die beiden Dünen. Dort war die einzige Stelle, wo kein Rücken, kein Schädel und kein Arm aus dem Wüstensand ragte. Hier, wo die Dünen abschlossen, schien auch der Hoheitsbereich der unheimlichen Geschöpfe zu Ende zu sein.

Björn warf nur einen Blick zurück und sah die beige-braunen Gestalten ächzend, mahlend, fauchend und raschelnd aus dem Sand und über den Sand kommen. Sie verschmolzen in der Dunkelheit mit der Wüste und waren schon nach wenigen Schritten nur noch schemenhaft wahrnehmbar.

Es stimmte ihn traurig, daß Yamissa und Larkon Opfer der Unheimlichen geworden waren. Sie waren – bis jetzt – noch mal davon gekommen.

Velena lebte. Ebenso Laerte. Auch er hatte sich dem Zugriff der Vampire entziehen können.

Vor sich erkannte er eine laufende Gestalt.

Velena!

Nur noch dreißig, oder vierzig Meter von ihr entfernt türmte sich eine riesige Mauer aus schwarzem Stein aus dem Wüstenboden. Das ummauerte Reich des rätselhaften Marubur! Schemenhaft erkannte er die Umrisse der riesigen Rundbögen. Tore… Eines neben dem andern. Es sah aus, als wäre die Mauer wie ein Schweizer Käse durchlöchert.

Die Bögen waren offen, nicht ein Tor verschlossen.

Und auf das mittlere eilte Velena zu.

Yümaho erreichte den äußersten Zipfel der hochaufragenden Düne. Von hier aus fiel das Land flach ab.

Velena lief immer schneller. Björn Hellmark trieb den Hengst an.

Ein seltsam klagender, langgezogener Ton lag in der Luft, hüllte seinen Schädel ein und verursachte einen Druck auf seinem Gehirn, daß er glaubte, dort bewege es sich und lebe!

Die Pfeife Maruburs?

Ja! Es war Nacht, und die hypnotisierenden Töne schwangen wie eine klagende, seufzende Melodie durch die Finsternis und beeinträchtigten seinen Geist und seinen Willen.

Ein verzückter Ausdruck trat in die Augen des Reiters. Er sah die hohen Mauern, hinter denen Dinge passierten, wovon kein Mensch Genaues zu berichten wußte. Geisterhaftes Licht lag wie eine flimmernde Aura über dem gesamten Komplex.

Die Mauern und das, was dahinter lag, kamen ihm vor wie ein Paradies, das er unbedingt erreichen mußte.

Aber in der Tiefe seines Bewußtsein rührte sich etwas und warnte ihn.

Kecals Worte kamen ihm wieder in den Sinn.

Und das, was Velena selbst zu ihm gesagt hatte, ergänzte die Worte des Toten.

Wenn Maruburs Pfeife lockte, dann waren sie verloren. Es mußte ihnen gelingen, die gefährliche Situation zu meistern.

Den Wüstenvampiren waren sie entkommen. Keiner folgte ihnen nach, nirgends mehr tauchten sie auf, und es war, als ob die Dünen die Grenzen seien, über die hinweg sie sich nicht getrauten, um nicht auch den Verlockungen zu erliegen. Oder die Vampire waren wie Hetzhunde, die die Opfer durch die Schlucht trieben, und sich dann nicht weiter um sie kümmerten, weil sie genau wußten, daß es aus dieser Falle für keinen mehr einen Ausweg gab.

Die Vampire leisteten die Vorarbeit, den Rest besorgte dann Marubur.

Hellmark schüttelte sich wie ein Hund, als er merkte, daß der Ton der Pfeife wieder in ihn drang, und als er sah, daß auch Laerte ihre Hände hob und verzweifelt an die Ohren preßte. In der allgemeinen Verwirrung und der Aufmerksamkeit, die er den Dingen entgegenbrachte, erkannte er jedoch nicht das Täuschungsmanöver der Veränderten. Laerte tat so, um zu zeigen, daß auch sie die hypnotisierenden Töne vernahm, daß sie darunter litt, um keine Fragen aufzuwerfen, um nicht aufzufallen.

Hellmarks starker Wille drängte sich wieder vor und versuchte die Einflüsse zurückzuwerfen.

Er registrierte, daß Velena wie von Furien gehetzt auf das eine Tor zulief.

»Velena!« brüllte er, und sein Ruf hallte durch die Weite der Wüste, war klar und deutlich.

Aber sie die wieder ihre Mädchengestalt angenommen hatte, wandte nicht den Kopf und reagierte überhaupt nicht.

In Björn Hellmarks Kopf dröhnte es. Ein Schwindelgefühl ergriff ihn, daß er glaubte zu schweben. Er vergaß, wo er sich befand und was er wollte, und war nur von einem Drang besessen: so schnell wie möglich die Pforte ins Paradies zu erreichen. Hinter ihm lag die heiße, staubige Wüste. Hier vorn würde er entschädigt.

Aber das war doch Unsinn!

Noch mal schüttelte er die Benommenheit ab – und erinnerte sich… In seiner Tasche steckten die magischen Wachskugeln, die Kecal ihnen anvertraut hatte.

Insgesamt waren es acht Stück für den Fall, daß er welche

verlieren sollte.

Er brauchte nur sechs. Er besaß noch alle.

Blitzschnell kramte er die fleischfarbenen Kügelchen aus seiner Hosentasche. Eines rollte dabei in der Eile durch seine Finger und sank in den Wüstensand.

Er riß Laertes Hände von den Ohren, und ehe sie begriff, worum es eins, stopfte er ihr die Wachskugeln hinein. Er selbst tat das gleiche. Sekundenbruchteile später.

Sofort spürte er die Wirkung.

Der klagende, seufzende Klang, die auf und ab schwellende Melodie, wurde leiser, verebbte und war nur noch ein leises fernes Rauschen, das er kaum mehr wahrnahm.

Er merkte daß die Kügelchen in seinen Ohren sich durch die Körperwärme ausdehnten, daß sie sich bewegten wie selbständige Lebewesen und den Gehörgang vollends ausfüllten.

Die magischen Kugeln aber vermochten noch mehr, als ihn nur von den hypnotisierenden Einflüssen der Marubur-Pfeife zu bewahren. Er merkte, daß alle anderer Geräusche erhalten blieben, daß er das Schnauben ebenso vernahm wie die knirschenden Schritte der fliehenden, auf den Bogengang zueilenden Velena.

Sie war jetzt nur noch drei oder vier Schritte davon entfernt.

Yümaho preschte los. Er jagte auf das gleiche Tor zu.

Aber der Vorsprung, den die Tochter des Magiers inzwischen gewonnen hatte, war nicht mehr aufzuholen.

Velena stürmte durch die Pforte.

*

Da war auch Björn Hellmark heran.

Eine Handbreit vor dem Bogengang bremste Yümaho scharf ab bäumte sich auf und wieherte wild. Er stellte sich so steil aufrecht, daß Björn und Laerte von seinem Rücken rutschten und sich beide nicht mehr halten konnten.

Yümaho weigerte sich, die Grenze zu überschreiten und den in die Gärten Maruburs Fliehenden zu folgen.

Hellmark rollte sich sofort herum, versäumte keine Sekunde, sprang auf die Beine und warf sich nach vorn.

Mitten durch das Tor!

Er sah Velena noch auf dem breiten Pfad, der zwischen blühenden, dicht wachsenden Büschen und Sträuchern hindurch führte, verschwinden. Ein betäubender Duft nach Blüten und faszinierenden Gewürzen lag in der Luft. Eine angenehme Kühle streifte sein Gesicht. Ein Paradiesgarten mitten in der Wüste?

So erweckte es den Anschein.

So sahen sie ihn in der Nacht. Was für einen Eindruck er bei Tageslicht machte, wußte er nicht.

Velena durfte nicht verlorengehen. Er hatte ein Versprechen gegeben, das er einhalten mußte.

Björn jagte auf Velena zu, erreichte sie und griff nach ihr. Durch den plötzlichen Ruck wurde sie zu Boden geworfen.

Wütend und zischend wie eine Schlange schnellte sie herum und schlug und trat nach dem Mann, der gekommen war um ihr zu helfen.

Björn mußte mit harter Hand zugreifen und war erstaunt über die Kräfte, die Velena entwickelte. Es entspann sich ein richtiger kleiner Kampf.

»Nun mach keinen Unsinn, Mädchen«, knurrte Hellmark. »Ich bin Kaphoon, ich bin gekommen, um dir zu helfen. Erkennst du mich denn nicht?«

Sie schien ihn nicht mal zu hören.

Er riß sie vom Boden hoch und warf sie sich über die Schulter. Velena schrie und ächzte und ließ ihre Fäuste auf seine Schultern und seinen Rücken prasseln. Trotz heftigen Widerstands kehrte er, so schnell es ihm möglich war, den Weg zurück warf Velena zu Boden und drückte ihr dann erst die magischen Wachskugeln in die Ohren.

Ihr Widerstand erlahmte, und in ihren glasigen Blick kehrte Klarheit zurück.

»Wo bin ich?« fragte sie und starrte Hellmark an, der sich über sie beugte.

»Maruburs Pfeife! Du hast sie gehört, und du konntest ihrem Klang nicht widerstehen.« Er mußte ihr alles erklären. Sie wurde zusehends ruhiger. Laerte rückte etwas von ihnen ab. Sie lehnte sich gegen die Mauer und schloß die Außen. Die Vorgänge hatten sie offensichtlich sehr erschöpft.

»Ich danke dir, Kaphoon«, sagte Velena mit schwacher Stimme, und ein stilles, glückliches Lächeln spielte um ihre schimmernden Lippen. »Es ist gut, daß wir uns verständigen können, ohne daß die Pfeife Maruburs uns in die unheimlichen Gärten lockt.«

»Wenn du die Gärten unheimlich fandest, verstehe ich nicht, warum du es so eilig hattest, dorthin zu gelangen.«

»Ich fand sie wunderschön, Kaphoon. Durch Vater weiß ich, daß sie unheimlich sein müssen und es keine Rückkehr mehr aus ihnen gibt.«

»Du bist zurückgekehrt, und ich hoffe, daß wir die Nacht in der Nähe dieser Titanenmauern überstehen und die magischen Kugeln ihre Wirkung beibehalten, so daß wir bei Tagesanbruch ausgeruht den Rest des Weges hinter uns bringen und ich euch wohlbehalten auf dem Schiff abliefern kann.«

»Du sprichst nur von uns, Kaphoon«, widersprach sie überrascht

und strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. »Kommst du nicht mit? Willst du hier auf dieser dem Untergang geweihten Insel bleiben?«

»Ich werde mitkommen.«

Sie lächelte. Ihr Gesicht kam dem seinen ganz nahe, und ihre Lippen hauchten einen Kuß auf seinen Mund. »Ich bin froh, daß du in meiner Nähe bist. Ich habe keine Angst mehr.«

»Jetzt möchte ich nur eines wissen.«

»Was denn, Kaphoon?« Sie schmiegte sich an ihn, und Hellmark sah, daß Laerte sich diskret umdrehte. Yümaho, der respektvoll rund zwanzig Meter von den Toren entfernt stand, starrte aus großen Augen herüber, und es sah so aus, als ob das, was sich dort abspielte, ihn besonders interessierte.

»Ob mich jetzt ein junges Mädchen – oder ein junger Mann geküßt hat.«

»Velena hat dich geküßt.«

»Und – wer ist Velena?«

»Die Tochter eines Mannes namens Kecal, der sich ein Leben bemühte, den rechten Weg zu finden, um ihn für mich zu erleichtern. Vater war mehr als nur ein Magier. Er war Prophet. Schon früh deutete er die Zeichen der Zeit, holte sich Rat und Hilfe bei der Kaste der Weißen Priester und studierte die alten Bücher, für die sich nur noch wenige interessierten, die aber doch um vieles wichtiger waren, als die meisten dachten. Vater sagte immer: es werden Zeiten kommen, da werde ich alt und froh sein, daß mein Leben zu Ende geht. Du aber wirst dann mitten im Leben stehen. Du bist eine Frau, Velena, aber manchmal würde es besser sein, du wärst ein Mann. Das Leben, das vor dir liegt, bedeutet: Kampf! – Er grübelte oft über dieses Problem und entwickelte neue Substanzen, schloß manche Nacht kein Auge, als er die Riten der alten Meister der Magie anwendete, um diesen Reif zu schmieden, in den er seine ganze magische Kraft hineinversetzte. Dieser Reif. Kaphoon, läßt mich in Stunden der Bedrängnis zum Mann werden, wenn ich ihn nach links drehe. Aber er vermag noch mehr, wie du selbst erlebt hast. Er kann mich unsichtbar machen, wenn ich ihn nach rechts drehe. Manchmal ist es gut, ein Mann zu sein, manchmal besser unsichtbar – und es ist oft auch sehr schön – eine Frau zu sein.«

Sie lehnte an seiner Brust, er streichelte ihr duftendes Haar, und sie plauderten noch lange miteinander.

Während des Gesprächs fiel Velena ein, daß sie ihr Schwert am Ort der Auseinandersetzung mit den Wüstenvampiren zurückgelassen hatte. Sie wurde sehr aufgeregt, als ihr das einfiel. Im Schwert steckte die Karte, die ihnen bisher so treue Dienste geleistet hatte, und auf der ihre künftigen Stationen eingezeichnet waren, wenn es gelang, ein Schiff jenseits von Maruburs Reich zu bekommen. Die gefährlichen

Punkte, besonders die winzigen Eiländer im Hoheitsbereich Xantilons, jene unerforschten Nebelwelten zwischen Atlantis und Mu, auf denen rätselhafte Geschöpfe und Völker leben sollten, existierten schon vor Jahrtausenden. Die Weiße und Schwarze Magie auf den großen Inseln Xantilon, Atlantis und Mu hatten in entscheidendem Maß unbekannte Abenteurer beeinflußt.

Die Nebelwelten bestanden aus mehr als tausend winzigen Inseln, die weit verstreut im ›Unendlichen Ozean‹ lagen und vor denen – laut Velena – gewarnt wurde.

»Viele Flüchtlinge, die glauben, Xantilon verlassen zu haben, werden dort havarieren und verloren gehen«, erklärte sie. »Die Propheten wissen zu berichten, daß nur wenige neues Festland erreichen und sich mit den Ureinwohnern vermischen werden.«

Hellmark erhob sich und ging bis zum Ende der Düne. Er war einzige, gespannte Aufmerksamkeit und rechnete mit einem neuen Angriff der Vampire, sobald er sich der Stelle näherte, wo die Kämpfe stattgefunden hatten.

Von weitem sah er das blitzende Schwert. Es steckte noch in der Erde. Die Wüste lag leer und verlassen vor ihm. Nicht mehr die geringste Spur von den paralysierten Wüstenvampiren, die durch den Streich des magischen Schwertes Hellmarks gefallen waren.

Sie waren in ihre unterirdische, dunkle Heimat zurückgekehrt.

Lauerten sie dort?

Björn rechnete mit einem neuen Überfall. Aber der traf nicht ein. Offenbar hatten sich die mysteriösen Geschöpfe der Wüste so weit zurückgezogen, daß sie seine Annäherung nicht mehr registrieren konnten. Vielleicht waren sie auch der Meinung, daß die Fliehenden inzwischen längst in den Wahnsinnsgärten und -hallen Maruburs gelandet waren.

Ohne Zwischenfall konnte Björn Velenas Schwert holen und es ihr zurückbringen. Sie atmete merklich auf, als sie es in der Hand hielt, und beinahe zärtlich umfaßte sie den Griff.

»Danke! Nun fühle ich mich noch wohler in meiner Haut«, flüsterte sie. »Ohne dieses Schwert bin ich mir richtig nackt vorgekommen.«

Sie wollte diesen Worten noch etwas hinzufügen, als der Ausdruck in ihren Augen sich plötzlich veränderte.

»Kaphoon«, kam es wie ein Hauch über ihre Lippen. »Da, am Tor… steht jemand!«

*

Wie von einem Peitschenschlag getroffen, warf er seinen Kopf herum, und blitzschnell griff auch er nach seinem Schwert und riß es aus dem Gürtel, um sofort darüber verfügen zu können, wenn die

Situation es erforderte.

Björn sah die Gestalt.

Nur für die Länge eines Atemzugs.

Im schattigen Bogengang zeigte sich ein Mensch. Sein angespanntes Gesicht war auf die Gruppe an der Mauer gerichtet.

Dunkle, kluge Augen, ein schwarzer Wuschelkopf… Dort stand sein Mann, es war ein etwa vierzehn- bis fünfzehnjähriger Knabe.

Etwas in diesen angespannten Zügen kam Hellmark vertraut vor, und ein Ruck ging durch seinen Körper.

»Pe…«, murmelte er, Unverständnis in den Augen.

Eine Lücke in der Erinnerung? Was war nur gewesen? Woher kannte er diesen jungen Menschen?

Bruchteile von Sekunden gingen vorbei.

Der Junge erwiderte seinen Blick und sah, wie der Mann mit dem Schwert einen Schritt nach vorn machte. Da warf sich der geheimnisvoll aufgetauchte Junge einfach herum, tauchte unter im Gewirr von Maruburs Labyrinth und wurde nicht mehr gesehen.

»Pe… Pe…«, kam es abgehackt über Hellmarks Lippen.

Velena erhob sich. Sie sah, wie Hellmark sich an die Stirn griff und sich dort steile, nachdenkliche Falten bildeten. Sie erkannte an seiner angespannten Miene, daß er verzweifelt in seiner Erinnerung kramte.

»Kaphoon, was ist los?« fragte sie dumpf. »Dieser Junge dort – wer war das? Was willst du sagen?«

»Der Name… ich kenne seinen Namen… ich kann ihn nicht aussprechen.«

»Du kanntest ihn?«

Er nickte heftig. »Ja. Wenn ich nur wüßte, woher… wo habe ich ihn schon mal gesehen, wer ist es?«

Sie standen am Tor und starrten beide in das ungewisse Dunkel.

Kein Lüftchen regte sich, nichts bewegte sich.

Sie hörten beide die klagende, hypnotisierende Melodie der Pfeife nicht, weil die magischen Wachskugeln sie schützten.

Björn Hellmark alias Kaphoon hatte Pepe, den Jungen, gesehen, den er adoptiert hatte, und der mit ihm, Rani Mahay und Arson, dem Mann mit der Silberhaut, die Reise in die Vergangenheit der Erde angetreten hatte.

Doch von alledem wußte er nichts mehr.

*

Er wußte nur eins: ich muß diesen Jungen finden. Ein Teil seines Schicksal – ist auch ein Teil des meinigen.

Rein gefühlsmäßig erfaßte er, daß hier ein Mensch seine Hilfe brauchte und er ihm diese Hilfe bringen mußte.

»Ich muß hinein«, kam es leise über seine Lippen. »Ich kann ihn nicht allein lassen. Ich muß ihn finden.« Wie ein Magnet zog es Björn durch das Tor. Velena krallte ihre Fingernägel in seine Arme.

»Bleib!« flehte sie. »Laß uns nicht im Stich! Ich habe Angst, Kaphoon. Vielleicht war das nur ein Trugbild, eine Halluzination, um uns zu verwirren.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, es war keine Halluzination. Ich fühle es. Es ist anders – wie vor einiger Zeit.« Und er dachte an seine Begegnung mit dem Schattenfürsten. Auch da hatte er Dinge gesehen. Gefühle gehabt, die sich schließlich als eine Seifenblase herausstellten. Im Geist des Schattenfürsten wanderte seine Seele mit – und er begegnete schon einmal diesem Jungen und war zufrieden, daß es ihm gutging. Das war ein Trugbild gewesen. Der Junge war hier. In den geheimnisumwitterten Gärten des mysteriösen Marubur. Wie konnte es ihm da gutgehen?

Die Augen, dieser warme, wehmütige Blick… der Junge suchte etwas… suchte jemand… ihn, Kaphoon? Dann aber gehörten sie zusammen.

Er ließ sich nicht zurückhalten. »Ich muß sein Schicksal klären und muß wissen, warum er hier ist«, sagte er rauh. »Du und Laerte – paßt auf euch auf, verlaßt nicht diesen Ort und nehmt die Kugeln nicht aus den Ohren! Dann kann euch nichts geschehen. Ihr könnt, für kurze Zeit nur, gegenseitig auf euch aufpassen.«

*

Da griff sie nach dem breiten goldenen Armreif, als sie erkannte, daß sie ihn nicht von dem abhalten konnte, was er offensichtlich tun mußte.

Sie löste den Reif und streckte ihn Kaphoon entgegen.

»Nimm ihn mit! Du wirst ihn vielleicht nötiger brauchen als ich. Ich weiß nicht, welche Gefahren dich hinter diesen Mauern erwarten und womit du konfrontiert wirst. Dieser Tarnreif kann dazu beitragen dein Leben zu retten. Kaphoon!«

Sie blickten sich in die Augen. In Velenas Augen schimmerte es feucht.

»Behalte ihn! Ich brauche ihn nicht.«

»Das kannst du jetzt nicht sagen.« Sie streifte ihm den Reif über und befestigte der Verschluß. »Denk dran: eine Drehung nach rechts genügt und man wird dich nicht mehr sehen können, während für dich die Umgebung unverändert ist!«

»Was geschieht, wenn ich nach links drehe? Werde ich dann sein wie du?«

»Gar nichts wird geschehen«, antwortete sie schmerzlich lächelnd.

»Das funktioniert nur bei mir. Ich habe Angst um dich, Kaphoon!« sagte sie plötzlich und schlang fest die Arme um seinen Hals, als wolle sie ihn nie wieder loslassen.

»Ich werde wiederkommen, Velena.«

»Woher weißt du das so genau?«

»Ich muß es, verstehst du? Wenn der Morgen graut, wollen wir doch gemeinsam zur Bucht gehen.«

Sie küßte ihn, verschloß ihm den Mund, und er erwiderte ihren Kuß.

Sie merkten beide nicht, daß Laerte sie hinter halbgeschlossenen Lidern beobachtete.

*

Tropische Gewächse umgaben ihn. Verschlungene Pfade führten in viele Richtungen.

Hellmark überließ die Wahl dem Zufall. Er wählte zunächst den breitesten Weg. Doch der wurde schmaler, und schon bald glaubte er sich im dichtesten Dschungel verstrickt zu haben.

Lianen rankten quer über den Weg und waren ineinander verschlungen wie Schlangen.

Dickfleischige Blätter hingen an armdicken Zweigen über ihm.

Buntschillernde Blüten die Ähnlichkeiten mit farbenfrohen Rieseninsekten und Schmetterlingen hatten, leuchteten wie Lampen aus dem Dunkel, tauchten den Urwald in ein phantastisches Licht und schufen eine Stimmung, wie sie auf einer anderen, fernen Welt möglich schien.

Der blonde Recke umspannte sein Schwert, verhielt in der Bewegung und atmete nicht.

Kein Geräusch drang zu ihm her.

Er dachte an den geheimnisvollen Jungen, und Wehmut und Trauer erfüllten ihr. Der Wunsch ihn wiederzusehen, wurde unendlich stark in ihm. Er zermarterte sich das Hirn als er an das stille junge Gesicht mit den erstaunten Augen dachte, ein Gesicht, zu dem ihm der Name nicht einfiel.

Und so rief er einfach, »Hallo, Junge? Wenn du in der Nähe bist, wenn du mich hörst, komm heraus!«

Er wartete und lauschte. Nichts…

Daß er nichts hörte, hing das damit zusammen, daß er die verzauberten Wachskugeln trug?

Er lauschte, griff dann vorsichtig in ein Ohr und nahm eine Kugel heraus. Im gleichen Augenblick traf ihn eine Flut seufzender, klagender Laute, die sich in sein Hirn bohrten und es zu zerfetzen drohten.

Maruburs Pfeife tönte unentwegt.

Hastig stopfte Björn sich die Wachskugel wieder ins Ohr, und angenehme Stille umgab ihn. Er wurde nicht verführt, den Klängen zu folgen.

Seine Gedanken drehten sich nur um den Jungen, und er fragte sich, auf welche Weise er hierher gekommen und wieso er in der Lage war sich frei in den geheimnisumwitterten Gärten zu bewegen, ohne der schauerlichen Musik zu folgen, die menschliche Hirne zerstörte.

Er drang tief ins Dickicht ein und rechnete damit, auf wilde Tiere zu treffen, die ihn anfielen. Aber nichts dergleichen geschah. Es war eine ganz ungewöhnliche, friedliche Natur. So friedlich, daß er nicht mal einen Vogel aufscheuchte, als er sich durchs Dickicht kämpfte. Gab es hier gar keine Vögel, überhaupt keine Tiere?

Hatte er anfangs über die Bäume und Büsche, über die schillernden Blüten noch gestaunt, so wurden sie mit einem Mal zur Belastung. Die wild wuchernde Natur nahm hier jeden Lebensraum ein. Lianen, dicke grüne, gummiartige Stämme, dickfleischige Blätter, rund, gezackt, gebogen, zusammengerollt – alles wuchs in einem solchen Übermaß, daß man glaubte zu ersticken. Nichts mehr war zu spüren von der angenehmen Kühle, den herrlichen Schatten, die man registrierte wenn man sich in unmittelbarer Nähe der offenen Pforten befand.

Hier war alles anders.

Die Natur der Dschungel beherrschte alles. Vollgepfropft mit wild wucherndem pflanzlichen Leben glaubte er sich auf einem fernen tropischen Stern, und Hellmark konnte sich nicht vorstellen daß nur wenige Schritte von ihm entfernt hinter hohen, mannsdicken Mauern die unfruchtbare Wüste begann.

›Wenige Schritte?‹ ging es ihm da durch den Kopf. War er nicht schon viele Kilometer in das undurchdringliche Dickicht eingedrungen? Wie ein Roboter benutzte er das Schwert des Toten Gottes und bahnte sich einen Weg durch den Urwald.

Er entdeckte Mauerreste und bizarre steinerne Türme, die von einem dichten Pflanzenteppich überwachsen waren. Durch einen Zufall stieß er darauf, als sein Schwert, mit dem er dichtes, versponnenes Gewächs durchschlug, plötzlich auf etwas Hartes traf. Er legte ein Stück des grauen, moos- und blattüberwachsenen Mauerwerks frei und entdeckte, daß hier mal eine ganze Ansiedelung von Türmen und kleinen, verwinkelt stehenden Häusern existiert haben mußte.

Der Dschungel hatte die Siedlung völlig überwuchert.

Lianen, Geäst und Gestrüpp hatten sogar das Mauerwerk durchbrochen und ragten durch fünfzig Zentimeter dickes Gestein, als handele es sich um morsche Erde, die die Pflanzen durchbrochen hätten.

Eine Stadt war dem wild wuchernden Dschungel zum Opfer gefallen. Dem Dschungel Maruburs.

Hellmark erreichte eine Lichtung. Zerfallene Kuppeln und architektonisch fremdartig gestaltete Bauwerke ragten aus moosigem Grund, und riesige Bäume mit gewaltigen Wipfeln bildeten ein undurchdringliches Blätterdach über allem.

Der Eindringling ging Schritt für Schritt weiter. Hier hinter den Mauern des mysteriösen Reiches wußte er nicht, wieviel Zeit vergangen war, seitdem er die beiden Mädchen allein gelassen hatte.

Nebel stieg zwischen seinen Füßen auf und waberte zwischen dem Wust der Pflanzen.

Immer weiter drang er in die totenstille Wildnis vor. Der Nebel verdichtete sich, die Landschaft nahm ein anderes Gesicht an. Hinter den dichten, milchigen Nebelwänden wirkte alles verzerrt, geisterhafter und unheimlicher.

Die knorrigen Stämme und Äste schienen mit einem Mal zu menschenähnlichen Riesen zu werden, die Büsche zu gefiederten Gnomen, und Hellmark glaubte sich in einem Geisterwald.

Zweige, die er streifte, waren klauenähnlich, und er hatte das Gefühl, von Knochenfingern berührt zu werden.

Björn mußte husten. Der Nebel war dicht wie Dampf und legte sich ätzend auf seine Bronchien und Lungen. Ein Schwindelgefühl ergriff ihm, er taumelte nach vorn und mußte sich an einem schwarzen, glitschigen Stamm festhalten.

Vor seinen Augen begann alles wie in in einem wilden Karussell zu kreisen.

Er preßte die Augen mehrmals fest zusammen, öffnete sie wieder, und es war ihm, als zeige sich vor ihm ein düsterer, geheimnisvoller Tempel, eine schwebende, nach allen Seiten hin offene Kuppel mit schattengleichem Leben.

Halluzinationen!

Der Druck auf sein Gehirn nahm zu, und er fühlte, wie sein Herzschlag sich beschleunigte, wie der Schweiß ihm aus allen Poren brach.

Der Nebel war gar kein Nebel, sondern ein giftiger Dampf!

Als Hellmark das erkannte, war es schon zu spät zur Umkehr oder Gegenmaßnahmen.

Seine Kehle war plötzlich wie zugeschnürt, die Luftzufuhr wie abgeschnitten.

Hellmark alias Kaphoon taumelte nach vorn, griff ins Leere und stürzte. Er verlor auf der Stelle das Bewußtsein.

So sah er nicht das unheilvolle Leben, das sich plötzlich in seiner unmittelbaren Nähe zu regen begann.

Seltsame Geschöpfe aus dem Schattenreich, denen jede

Menschenähnlichkeit abging, umringten ihn. Große, faserige Hände berührten ihn. Knorrige Gestalten, mit nebelhaft zerfließenden Sinnesorganen und Gliedern versehen, bückten sich nach ihm, hoben ihn auf und trugen ihn davon.

*

Obwohl er spät ins Bett gekommen war, danach noch lange wach gelegen hatte und über das mit Slayton Erlebte intensiv nachdachte, stand er schon wieder früh auf.

Stundenlang saß er im Morgenmantel in seiner Arbeitsecke am Schreibtisch, ordnete seine Papiere, machte sich Notizen, und schrieb sich das eine oder andere auf einen Block, den er schließlich einsteckte.

Gegen neun Uhr braute er sich einen starken Kaffee, denn um diese Zeit fing Gil Sanders an müde zu werden.

Er schlug sich vier Eier in die Pfanne, schnitt ein halbes Pfund Schinken in Scheiben und verzehrte sein Essen mit Genuß.

Es war halb elf, als er das Apartmenthaus verließ. Dabei wurde er beobachtet. Von einem kleinen Mann mit einem Stiernacken und einem dicken Bauch. Das war Jan Borowsky. Sanders kannte ihn nicht und achtete auch nicht auf ihn. Der Reporter ahnte nicht, daß er bis vor drei Tagen über mehrere Wochen hinweg von dem Privatdetektiv beobachtet worden war, weil seine von ihm getrennt lebende Frau aus irgendeiner Laune heraus das so hatte haben wollen.

Eine volle Fahrstunde lag nach Verlassen des Stadtzentrums vor ihm. Sein Ziel war das Private Nervensanatorium von Dr. Larosh. Der weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannte Andrew Larosh, ein hervorragender Arzt und Psychiater, hatte neue Methoden in der Behandlung von Geisteskranken entwickelt und mit Erfolg angewendet.

In dieser Heil- und Pflegestätte war Gil Sanders schon mal vor vielen Monaten gewesen, als er Material für seine Artikelserie zusammentrug.

Dort lernte er jenen Mark Ellis kennen, einen Abenteurer, wie er im Buch stand. Ellis hatte die ganze Welt bereist. Nach seiner letzten Reise wurde er mit einer ernsthaften Geisteskrankheit in ein New Yorker Hospital eingeliefert. Dr. Larosh nahm sich später seiner an.

Beim ersten Gespräch waren ihm die Ausführungen, die Ellis machte, gar nicht so bedeutsam erschienen. Aber nun, durch das Geschehen in Jeff Mills' Haus, sah er die Dinge mit ganz anderen Augen.

Plötzlich hatte eine Sache, die er als einfach durch Mark Ellis dahingesprochen fand, Gewicht.

Der Name Marubur eine ihm nicht aus dem Sinn.

Wie kam Slayton auf diesen Begriff?

Kannte der Bankier Mark Ellis? War er mit ihm irgendwann mal zusammengetroffen? Hatte er diesen Namen im Zustand des Wahnsinns bewußt oder unbewußt ausgesprochen oder zeigte Thomas R. Slayton alle Symptome eines Irrsinns, der ansteckend war?

Dieser Gedanke war weniger absurd, als es zunächst schien.

Ansteckender Wahnsinn – warum sollte es das nicht geben? Er nahm sich vor, Dr. Larosh danach zu fragen.

Aber wenn Ellis und Slayton, so verrückt die Wahrscheinlichkeit auch war, die gleiche Geisteskrankheit hatten, dann war zu befürchten, daß noch mehr Menschen, die Dr. Larosh' Sanatorium besuchten, über kurz oder lang erkrankten oder bereits erkrankt waren, ohne daß es an die Öffentlichkeit drang.

Während der Fahrt wollten ihm diese Gedanken nicht aus dem Sinn, und er ging sogar so weit, daß er überlegte, wie es wohl sein würde, wenn er den Verstand verlor, wenn er den rätselhaften Krankheitserreger vielleicht schon in sich trug…

Gil Sanders schüttelte den Kopf. Soviel unsinniges Zeug hatte er noch nie zusammengesponnen. Was war daran noch logisch?

Alles, beantwortete er sich seine stille Frage gleich darauf schon selbst. Was eigentlich daran war nicht logisch?

Eines ließ er sich vor allen Dingen nicht nehmen: irgendeine Verbindung zwischen Mark Ellis und Thomas R. Slayton, egal wie verrückt diese Zusammenhänge auch immer sein mochten. Der Name war so ausgefallen, so ungewöhnlich, daß man hier schlecht von einem Zufall sprechen konnte.

Zu gern hätte er vor seiner Abreise ins Sanatorium noch ein paar Worte mit Mrs. Slayton gesprochen. Er hatte auch versucht, sie zu erreichen. Aber unter der Nummer meldete sich niemand.

Vergebens war auch sein Versuch gewesen, Jeff Mills anzuwählen. Dort meldete sich ebenfalls niemand.

So wollte er erst mal sein Gespräch mit Mark Ellis abwarten, ehe er weitere Schritte unternahm.

Das Gefühl, daß etwas Geheimnisvolles in der Luft lag, aber wollte nicht von ihm weichen. Und selten hatten seine Gefühle ihn betrogen.

*

Das Sanatorium lag inmitten eines rund zehntausend Quadratmeter großen Grundstücks.

Die Wohn- und Aufenthaltsräume der Patienten und des Personals waren von außen nicht zu sehen.

Eine fünf Meter hohe Mauer, darauf einbetonierte Glasscherben,

um jeden am Überklettern zu hindern und ein riesiger Park, dessen alter Baumbestand manchen Grundbesitzer vor Neid erblassen ließ, machten dies unmöglich.

Ein großes, schmiedeeisernes Tor war zu passieren. In einem Ziegelsteinhaus hinter dem Tor saß der Pförtner, der sich nach Gil Sanders Wünschen erkundigte. Ein verwittertes Messingschild neben dem Fenster angebracht. Darauf stand:

Privates Nervensanatorium
Dr. Larosh
Besuchszeiten:
Mo.-Di. 10-12 Uhr,
Fr.-Sa. 15-18 Uhr,
So. 10-12 Uhr und 14-16 Uhr.

Das Tor ließ sich elektrisch öffnen. Der Pförtner streckte den Kopf aus seinem Häuschen.

Obwohl für die Werktage Besuchszeiten eingerichtet waren, kam kaum ein Mensch hierher. Selbst an Sonntagen hielten sich verhältnismäßig wenig Besucher in der Anstalt auf. Das lag wohl daran, daß die meisten Patienten keine Angehörigen mehr hatten oder von ihnen vergessen wurden, weil man sich ihrer wegen ihres Zustandes schämte.

Der Pförtner blickte dem Ankömmling deshalb auch mit offenem Erstaunen entgegen und man sah ihm an, daß er sich am liebsten erkundigt hätte, wem der Besuch denn galt.

Sanders grüßte dankend, grinste von einem Ohr zum anderen und fuhr den asphaltierten, etwas bereis ansteigenden Pfad zum Parkplatz vor den alten Backsteingebäuden mit den kleinen Fenstern.

Das Behandlungs- und Wohnzentrum lag auf einem Hügel. Von hier oben aus hatte man einen prachtvollen Blick über das Land und die dem Haus sich anschließenden Gärten. Hier arbeiteten die Kranken. Gemüse. Salate und Kartoffeln wuchsen auf eigenen Feldern, es gab in einem neu errichteten, langen Flachbau kleine Handwerksbetriebe, in denen grobe Arbeiten verrichtet wurden.

Viele Kranke aber waren selbst zu einfachsten Handgriffen nicht mehr zu gebrauchen. Sie liefen im großen Park spazieren oder saßen auf Bänken unter Bäumen oder am Haus und starrten geistesabwesend vor sich hin.

Hinter vergitterten Fenstern im ersten Stock sah er bleiche Gesichter, die sich gegen die bruchsicheren Fenster preßten, um einen Blick nach draußen zu erhaschen.

Die Kranken in dieser Station kamen nie heraus. Es war zu gefährlich. Dann gab es wieder andere, die Tag für Tag ans Bett gefesselt waren, die nur noch dahinvegetierten, die gefüttert und trockengelegt werden mußte wie Neugeborene und sich auch so

benahmen.

Sanders mußte an all diese Dinge wieder lebhaft denken, als er seinen Wagen verließ und auf die Tür mit dem schmutzig braunen Glas zuging.

Bei seinem ersten Besuch hatte Dr. Larosh ihn in verschiedene Abteilungen geführt und ihm die Kranken gezeigt, die er hatte sehen wollen. Er hatte es sich nicht so schlimm vorgestellt. Man mußte schon aus besonderem Holz geschnitzt sein, um hier Tag für Tag zu arbeiten und Sanders bewunderte die Menschen, die hier tätig waren und ihren schweren Beruf ausübten und obendrein mit Idealismus bei der Sache waren. In mancher Fabrik hätten sie mehr Geld verdient, aber darauf kam es den meisten nicht an. Sie wußten: hier wurden sie gebraucht, hier konnten Menschen etwas für Menschen tun.

Der Reporter kam in das Foyer. Links war ein großes Aquarium, davor standen Tische, mehrere Sessel und Stühle.

Männer und Frauen saßen herum, sahen den Fischen zu, blätterten in Zeitschriften und blickten den fremden Besucher an. Von einigen wurde sein Gruß erwidert. Andere blickten ihn nur stupide an.

Unten im Parterre war das Büro und die Schwesternzimmer, darunter lag die Küche mit ihren Nebenräumen.

Im Sanatorium war Sauberkeit erstes Gebot. Es roch frisch, das Personal lief in blütenweißer Kleidung herum. Es eine ruhig zu. Kein lautes Geräusch störte.

Schon als Außenstehender bekam man sofort den besten Eindruck von diesem Haus. Larosh tat das Menschenmögliche für die Leute, die ihm anvertraut waren. Nicht von jeder privaten Heimstätte konnte man das sagen, und Gil Sanders nahm sich vor, diesen Eindruck in seinem Artikel auf alle Fälle lobend herauszustellen.

Larosh Büro befand sich in der ersten Etage, wo auch die Untersuchungsräume lagen.

Fünf Minuten später stand Gil Sanders dem Arzt gegenüber.

Larosh war Mitte vierzig, trug einen gepflegten schwarzen Vollbart und hatte dunkle, angenehme Augen. Dieser Mann war dem Reporter auf den ersten Blick sympathisch. Gil Sanders redete nicht lange um den heißen Brei herum, und sagte, weshalb er gekommen war, was ihm vorschwebte und was ihn bedrückte.

Larosh lachte leise. »Nun, dann muß ich Sie wohl zuerst beruhigen, Mister Sanders. Nein, eine Geisteskrankheit, die ansteckend ist, vor der brauchen Sie sich hier nicht zu fürchten. Solche Formen gibt es zwar, aber damit befassen wir uns hier nicht. Sie brauchen also keine Angst zu haben. – Ihr spezieller Freund, Mister Ellis, fühlt sich wohl. Sein Zustand hat sich nicht verschlechtert – aber auch nicht gebessert.« Der Arzt erhob sich und trat ans Fenster. Von hier aus hatte er einen Blick über die Gärten und einen Teil des Parks. »Mark

Ellis – ich habe ihr vor ein paar Minuten noch draußen herumlaufen sehen – ah, da vorn, an der Eiche – da ist er ja.«

Sanders folgte mit dem Blick der ausgestreckten Hand des Heimleiters.

Mark Ellis stand gedankenverloren vor dem uralten Baum und ließ seine großen starken Hände über die dunkle, scharf hervortretende Rinde gleiten. Er machte dabei ein selbstvergessenes Gesicht und schien mit seinen Gedanken in unendlicher Ferne. Er hatte blaugraue Augen, eine kühne Nase und ein kräftiges Gesicht. Noch war es gebräunt von dem langjährigen Aufenthalt unter freiem Himmel.

Ruhelos wie ein Zigeuner war er durch die Welt getrampt. Es gab kein Land, das er nicht gesehen hätte. Zehn Jahre seines Lebens war er auf den verschiedensten Schiffen zur See gefahren. Dabei bevorzugte er die Inselwelten Mikronesiens, Polynesiens und der ganzen Südsee.

Im ersten Gespräch, das Sanders mit dem Abenteurer führte, hatte er erfahren, daß Mark Ellis sich zuletzt im tahitinahen Raum, auf einer Insel namens Apataki, aufgehalten hatte.

Dort war er auch auf einem französischen Handelsschiff namens »Liberte« angeheuert worden. Und auf der »Liberte« war es geschehen. Er tobte wie von Sinnen, schlug alles kurz und klein, und sechs Mann hatten ihre liebe Not, ihn unter Kontrolle zu bringen.

Das Schiff, auf dem Weg nach Amerika, lief den New Yorker Hafen an, und der Kapitän lieferte den Kranken ab. Er kam zu Dr. Larosh, der ihn behandelte und schon bald feststellte, daß er hier einen besonderen Fall von Irrsinn hatte. Das mußte er auch jetzt wieder bestätigen.

»Er ist meinen Leuten und mir nach wie vor ein Rätsel«, erklärte er. »Er spricht auf keine Medikamente an. Wenn er zu toben anfängt, müssen wir ihn einsperren und toben lassen. Vor drei Wochen hatte er wieder einen solchen Unfall.«

»Und da lassen Sie ihn frei herumlaufen. Doc?« fragte Sanders verwundert.

Larosh deutete auf einen Pfleger, der auf einer Bank saß, dort scheinbar intensiv in einem Magazin blätterte, doch in Wirklichkeit mit seinem Blick mehr Mark Ellis verfolgte, als den Text in der Zeitschrift.

»Er ist ständig in seiner Nähe«, fuhr Larosh unvermittelt fort. »Wir wissen nie, wann es wieder losgeht. Wochenlang ist Ellis friedlich und tut keiner Fliege etwas zuleide. Dann kommt wieder der Wahn, daß er ein Vampir sei, daß er sich durch Steine und Mauern und selbst durch den Boden fressen könne. Und daß die Stunde nicht mehr fern sei, wo wir alle Marubur zu Füßen liegen würden.«

Sanders schüttelt den Kopf. »Komische Vorstellungen, die er da hat. Wen oder was stellt er sich unter Marubur vor?«

»Das habe ich mich auch schon gefragt, und in einer Stunde, wo er einen besonders ruhigen und ausgeglichenen Eindruck machte, habe ich ihn schon besucht und das Gesprächsthema immer um diesen mysteriösen Marubur kreisen lassen. Soviel glaube ich verstanden zu haben: er sieht in Marubur eine Art Gottheit, seinen Herrn, dem er gehorchen und dienen muß.«

»Warum erlaubt er immer, er wäre beim Anfall ein Vampir?«

»Einer glaubt, er sei der Kaiser von China, ein anderer sieht sich als Opernstar und singt den ganzen Tag Arien, ein vierter wiederum glaubt, er sei Cäsar. Mark Ellis hat seinen Vampir-Tick.«

»Aber doch einen sehr merkwürdigen?«

»Ja, das allerdings, Mister Sanders. Ein Vampir, der in Erde und Sand beißen will, das ist mal etwas ganz anderes.«

Sanders beobachtete vom Fenster des Büros aus Mark Ellis. Der stand da wie eine Statue, stumm und reglos wie der Baum, den er betrachtete.

»Marubur«, murmelte Sanders plötzlich mit dumpfer Stimme. »Slayton sagte es, Ellis sagte es. Slayton war nie hier, wie Sie mir bestätigen konnten. Und doch gibt es eine Verbindung zwischen dem Fall Mark Ellis und dem Bankier Thomas R. Slayton aus New-York.«

»Ungewöhnlich…«

»Ungewöhnlich, aber möglich! Fragen Sie mich nicht, wie so etwas möglich ist. Ich kann es Ihnen nicht erklären. Es ist nur ein Gefühl, verstehen Sie, Doc? Vielleicht auch eine wahnwitzige Idee, mehr nicht. Aber ich komm' einfach nicht los davon. Könnte es sein, daß Slayton im Augenblick, als er den Verstand verlor, auf geistigem Weg hier mit Mark Ellis verbunden war?«

»Wenn Sie mich so fragen, kann ich nicht nein sagen, Mister Sanders. Möglich! Die Telepathie ist eine Tatsache, die wir heut nicht mehr leugnen können. Es könnte in der Tat eine geistige Brücke bestanden haben. Um das herauszufinden, bedürfte es konsequenter Forschungsarbeit, die viel Zeit kostet.«

»Ich würde diese Zeit opfern, wenn ich genau wüßte, daß ich die Mauer des Rätsels damit niederreißen könnte.«

Sanders bat noch mal darum, einen Blick in die Akte Mark Ellis werfen zu dürfen, ehe er nach dem Essen ein paar Worte mit ihm sprach. Beide Dinge erfüllte Dr. Larosh dem Reporter.

Sanders studierte noch mal die wichtigsten Punkte in der Akte und ging dabei aufmerksamer zu Werke als beim ersten Mal. Vielleicht hatte er etwas übersehen.

Er studierte besonders immer wieder den ausführlichen Lebenslauf Mark Ellis', wobei die letzten Stationen vor seiner Einlieferung hier besonderes Interesse weckten.

Mehr als ein halbes Jahr hatte Mark Ellis sich auf der Südsee-Insel

Apataki aufgehalten. Von dort aus – das war in den Gesprächen mit Dr. Larosh und durch Hinweise aus dem ehemaligen Freundeskreis Ellis' herausgekommen hatte er oft Ausflüge nach einer winzigen, unbewohnten Insel gemacht, die in der Akte mit Tuamoa benannt wurde. Dort sollte es geheimnisvolle Ruinen geben, die er »sehr liebte«, wie er sich ausdrückte.

Nach dem Essen suchte Sanders Mark Ellis in dessen Zimmer auf. Der Patient freute sich über den Besuch des Reporters, ohne sich allerdings an die erste Begegnung mit ihm erinnern zu können.

Dr. Andrew Larosh war mit von der Partie. Sanders hatte sich der Rückendeckung des Arztes versichert; draußen vor dem Zimmer stand abrufbereit ein kräftiger Pfleger der zu Hilfe eilen sollte, falls die Situation es erfordern sollte. Sanders wollte gezielt nach Mark Ellis' Vorstellungen über Marubur fragen, und er wußte nicht, ob das Experiment vielleicht mit einem Tobsuchtsanfall des Wahnsinnigen, der in diesen Minuten einen so friedlichen Eindruck machte endete.

Sanders wollte wissen, ob Ellis sich eine Vorstellung von Marubur machen könne.

Der Abenteurer mit dem sonnengebräunten Gesicht rollte mit den Augen und machte eine geheimnisvolle Miene. »Aber natürlich. Ich habe ihn ja gesehen.«

»Wie sieht er denn aus?«

»Das darf ich nicht sagen.«

»Hat er es Ihnen verboten. Mark?«

»Nein, aber das weiß ich. Es kommt die Stunde, da werden auch Sie ihn sehen.«

Gil nahm sich vor, darauf noch mal zurückzukommen. Zunächst aber interessierte ihn etwas anderes.

»Wo haben Sie denn Marubur getroffen?«

»Auf Tuamoa.«

»Das ist doch diese kleine Insel in der Nähe von Apataki. Ich denke, die ist unbewohnt.«

Mark Ellis spitzte die Lippen, beugte sich nach vorn, legte die Hände trichterförmig an den Mund, näherte sich Sanders' rechtem Ohr und flüsterte ihm zu: »Das glauben die Eingeborenen. Sie fürchten die Insel. Sie sind dumm. Tuamoa – ist Maruburs Thron!«

Was hatte denn das nun wieder zu bedeuten? Konnte man in diesen Ausführungen des Irren überhaupt einen Sinn erkennen?

Sanders und Larosh wechselten einen schnellen Blick.

Der Arzt zuckte leicht die Achseln und nickte kaum merklich, als wolle er dem Reporter zu verstehen geben, auf dem eingeschlagenen Weg ruhig weiterzugehen.

Sanders wußte: Irre hatten ihre eigene Logik. Und nur ein krankes Gehirn konnte sich offenbar in diese Logik eindenken.

Trotzdem versuchte er es mit seinem »normalen« Verstand.

»Eine ganze Insel – ist sein Thron?«

»Ja! Sie hat die Form einer Muschel. Ist Ihnen das nicht aufgefallen?«

»Nein. Ich war noch nie dort.«

»Ich war oft dort! Ich habe Marubur getroffen, und er hat mich wissen lassen, daß er bald selbst nachkommen wird. Wir müssen uns bereit halten.« In seinen Augen blitzte es plötzlich, und Gil Sanders fürchtete schon, es wäre so weit. Unwillkürlich spannten sich seine Muskeln, und er machte sich bereit, einen eventuellen Angriff Mark Ellis' abzuschlagen.

Der Abenteurer warf einen schnellen Blick auf den Arzt. »Er darf es nicht wissen, er verrät uns sonst«, flüsterte er. »Wir werden alle wie Marubur. Dann werden mich keine Wände, keine Mauern mehr zurückhalten.«

Gil Sanders fragte sehr geschickt aber es war ihm nicht möglich, weiter in Ellis einzudringen. Entweder verstand er es wirklich zu schweigen, oder er tat nur so geheimnisvoll, und es fiel ihm nicht mehr zu seiner merkwürdigen Geschichte ein.

Während der etwa zwanzig Minuten dauernden Unterhaltung wurde Dr. Larosh nach draußen gerufen ans Telefon. Als er zurückkehrte, nahm er Sanders mit hinaus und sagte: »Ich habe eine kleine Überraschung für Sie, Mister Sanders. Der Mann. Ihr Bekannter, der Bankier Thomas R. Slayton, ist auf dem Weg hierher. Ein Kollege hat mich gerade angerufen und es mir mitgeteilt. In etwa zehn Minuten ist das Fahrzeug hier.«

*

Genauso war es.

Der Krankenwagen kam. Zwei Sanitäter trugen eine Bahre. Darauf lag der in eine Zwangsjacke gepreßte Bankier.

Seine Frau begleitete den Transport. Sie machte einen übernächtigen Eindruck. Ihr Gesicht wirkte selbst unter dem geschickt aufgetragenen Make-up käsig, ihre Augen waren rotumrändert.

Gil Sanders begrüßte sie, und sie war überrascht, ihn hier zu sehen. Er erklärte ihr die Umstände.

Mrs. Slayton hatte einen persönlichen Brief des untersuchenden Arztes dabei. Den überreichte sie Dr. Andrew Larosh.

Die beiden Sanitäter standen im Gang. Slayton stöhnte, er befand sich in größter Unruhe, und Gil Sanders und Doc Larosh erfuhren, daß der Kranke seit seinem ersten Anfall im Hause von Jeff Mills noch kein Auge geschlossen hatte, daß die stärksten Beruhigungs- und Schlafmittel keinerlei Wirkung gezeigt hätten.

»Der behandelnde Arzt in New York, Dr. Franklin, wußte sich keinen Rat mehr«, sagte die verzweifelte Frau mit brüchiger Stimme, und Gil Sanders erschrak. Mrs. Slayton hatte diese eine Nacht sehr zugesetzt. Sie sah um Jahre gealtert aus. »Er meinte – wenn einer etwas tun könne, dann Sie, Doktor! Ich setze die größte Hoffnung auf Ihr Können.«

Er nahm ihre Hand und lächelte. »Wir werden unser Möglichstes tun. Missis Slayton. Aber wir sind Menschen. Wir vermögen keine Wunder zu vollbringen.«

Slayton meldete sich. Sein Gesicht verzerrte sich. Seine Zornesader schwoll an, und plötzlich brüllte er lautstark los: »Ihr könnt mich nicht halten! Marubur wird mich retten. Und dann wird es euch schlecht ergehen! Ich werde mich durch Wände und Mauern beißen – ich bin ein Vampir, und ihr werdet sein wie ich.«

Gil Sanders lief es eiskalt über den Rücken, als er diese Worte hörte, und sah, wie auch Andrew Larosh zusammenzuckte. Hier wiederholte sich haargenau das, was auch Mark Ellis nach den vorhandenen Protokollen alles geäußert hatte.

Mrs. Slayton preßte die Lippen zusammen. Gil Sanders sah, daß sie an sich halten mußte, um nicht wieder zu weinen. Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Gil nahm sie beiseite, als Larosh mit den Sanitätern und dem wild schimpfenden und brüllenden Bankier im Untersuchungsraum verschwand. Wenig später eilten zwei besonders stark gebaute Pfleger herbei, denen man auf den ersten Blick zutraute, daß sie ihren Beruf verfehlt und eigentlich in den Boxring gehört hätten.

Der Reporter ging mit Mrs. Slayton durch den Gang und führte sie in einen Wintergarten.

»Es ist schrecklich, Gil. Ich kann das nicht verstehen. Er kommt mir so fremd vor.« Um ihre Lippen zuckte es, und nun fing sie doch zu weinen an. »Wie konnte das nur passieren, Gil? Thomas – verrückt? Ist es denn wirklich wahr?«

Sie sah ihn an. Er antwortete nicht. Sein stummer Blick aber sagte ihr genug.

»Ich habe die ganze Nacht – wie er – kein Auge geschlossen. Ich habe über alles nachgegrübelt, habe mir überlegt, ob allem nicht doch etwas vorausgegangen ist. Ein Mensch kann doch nicht einfach von einer Minute zur anderen den Verstand verlieren, wenn kein zwingender Grund, kein besonders starkes, bis tief in seine Seele durchschlagendes Erlebnis vorliegt. – Aber seit seiner Rückkehr ist er mir verändert vorgekommen. Vielleicht hängt es damit zusammen.«

»Womit, Misses Slayton?«

»Mit seiner letzten Reise. Sie wissen doch, daß seine große Liebe der Archäologie gehörte.«

Sanders nickte. Das war ihm bekannt. Anfangs hatte Slayton oft von seinem Hobby und seinen Reisen berichtet. Er hatte Rom und Neapel gesehen, den Vesuv. Ausgrabungsstätten in Griechenland und auf Kreta ebenso wie in Deutschland. Frankreich und auf Inseln in aller Welt. Slayton hatte sich für die afrikanische Kultur ebenso interessiert wie für das römische Imperium. Nachdem der Zweck der ›Montag-Abend-Treffen‹ sich geändert hatte, waren auch diese Gespräche ganz in den Hintergrund getreten. Nur noch spontan berichtete Slayton, wenn er gezielt gefragt wurde. Man wußte von seinen Reisen, aber im großen und ganzen ging das unter im ›Gesamtprogramm‹ der Abende.

»Ja, er hat oft davon berichtet«, sagte Sanders.

»Hat er auch – von der Insel erzählt, die er zuletzt besuchte? Ich wollte nicht, daß er nach dort fährt, aber er wollte ja nicht hören. Wäre er doch nie nach Tuamoa gegangen!«

Sanders glaubte in der Erde zu versinken.

»Tuamoa – Misses Slayton – sagten Sie: Tuamoa?«

»Ja, Mister Sanders.« Er hörte ihre Stimme, und es kam ihm vor, als vernähme er sie durch eine Wattewand.

Er hörte sich Fragen stellen, und sie wurden ihm beantwortet.

»Tuamoa… die Insel tauchte Ende 1956 im Pazifik auf irgendwo in der Nähe von Tahiti… ich weiß das nicht so genau, diese Geographie ist mir fremd… Tom hörte davon, er las Berichte, in denen Eingeborene zitiert wurden, die behaupteten, es sei eine Teufelsinsel. Man warnte davor, sie zu betreten… Tuamoa sei nicht vulkanischen Ursprungs, sie sei fertig wie eine kleine Welt aus den Fluten gestiegen und die eingeborenen Fischer, die seinerzeit Zeuge wurden, waren entsetzt geflohen… das Ganze hört sich an wie ein Märchen, nicht wahr? Tom studierte die Berichte sehr eingehend, ich habe ihn noch nie so besessen erlebt. Als er zum ersten Mal durch einen Zufall vor zwei oder drei Jahren von Tuamoa hörte, las und sammelte er alles, was er darüber in die Hände bekommen konnte. Er schrieb an Wissenschaftler und Geologen, und trieb sogar eine Adresse auf von einem jungen Franzosen, der sich seinerzeit auf einer der großen Inseln – ich glaube, sie hieß Apataki oder so ähnlich – aufhielt und zuerst mit denen sprach, die erschreckt zurückkehrten. Mehr als Zweidrittel der Fischer sollen danach kurz hintereinander an einer Geisteskrankheit gestorben sein. Tom nahm solche Dinge nicht ernst. Ich dagegen neige eher dazu, solche merkwürdigen Ereignisse zu glauben. Nun, es kam so, wie es kommen mußte… hatte er erst mal von einer Idee Feuer gefangen, dann war er nicht mehr davon loszubringen. Im letzten Jahr war es so weit. Vor sechs Monaten reiste er für zwei Wochen in die Südsee, und er sah sich auch die geheimnisvolle Insel an… ob er Aufnahmen von dort gemacht hat?

Nein, seltsamerweise nicht. Mister Sanders. Von allen anderen Reisen hat er dicke Alben angelegt. Dias und Filme gemacht. Nichts von alledem von seiner Südseereise. Er redet auch wenig darüber, und nach seiner Rückkehr kam es mir vor, als ob er des öfteren grübele. Ich habe ihn gefragt, aber er gab mir einfach keine Antwort. Was hat er dort erlebt, Mister Sanders? Hat er Ihnen oder den anderen von der Bridge-Clique vielleicht mehr erzählt?«

»Nein, das hat er nicht.«

Gil Sanders Gesicht war wie aus Stein gemeißelt. Mark Ellis' Erlebnis deckte sich offensichtlich mit dem des Bankiers! Es gab also doch jene rätselhafte Verbindung, die er vermutet hatte.

Tuamoa hieß das Schlüsselwort!

Eine seltsame Unruhe ergriff den Reporter. »Vielleicht ist doch etwas dran an dem, was die Eingeborenen über Tuamoa erzählen«, sagte er leise. »Man müßte es nachprüfen…«

Er war ein Mensch schneller Entschlüsse – und er war frei. Dennoch: so schnell wie in dieser Minute hatte er sich noch nie entschlossen.

Es zog ihn einfach dorthin, er konnte sich nicht dagegen wehren.

Alles, was er mit Mark Ellis und vor allem mit Mrs. Slayton besprochen hatte, drehte sich wie ein Karussell in seinem Kopf, als er nach New York zurückfuhr. Gleichzeitig machte er fertige Pläne und wußte schon genau, was er einpacken würde, wenn er zu Hause war.

Er erreichte den Stadtrand, fuhr in der Nähe einer Telefonzelle an den Bürgersteig heran, wählte kurz darauf die Nummer des Kennedy Airports und erkundigte sich nach den Flugplänen der Inselwelten.

Gil war dabei nicht unbeobachtet. Jan Borowsky stand auf der gegenüberliegenden Straßenseite, mit einem kleinen, handlichen Feldstecher bewaffnet, beobachtete er von seinem Wagen aus, welche Nummer Gil Sanders wählte.

Unmittelbar nachdem Sanders die Telefonzelle verlassen hatte, betrat der rundliche Privatdetektiv sie, wählte die gleiche Nummer und wurde mit der gleichen Fluggesellschaft verbunden wie zuvor Sanders. Borowsky ging geschickt zu Werk und erfuhr, daß sein Vorredner sich für einen Flug nach Apataki interessiere. Dabei habe man ihm erklärt daß Maschinen nach Papete, der Hauptstadt Tahitis, flogen und er von dort aus eine kleinere Maschine einer inseleigenen Gesellschaft nach Apataki benutzen müsse. Mister Sanders hätte einen Platz gebucht. Die Maschine würde heute nachmittag um sechzehn Uhr starten.

Das wiederum teilte Jan Borowsky unmittelbar darauf seiner Auftraggeberin mit.

Eve Sanders war nicht weniger spontan als ihr Mann. Da sie über die nötigen finanziellen Mittel verfügte und ebenfalls ihre Zeit frei

einteilen konnte und niemand Rechenschaft darüber ablegen mußte, bereitete es ihr auch keine besonderen Schwierigkeiten, für die gleiche Maschine einen Platz zu belegen.

Sie buchte für die Touristenklasse, da der von ihr getrennt lebende Mann für die 1. Klasse ein Ticket reserviert hatte.

Gil Sanders sollte nicht merken, wie nahe sie ihm war. Und das würde ihr auch gelingen. Eine Perücke, eine Brille. Kleider, die er nicht kannte, vervollständigten eine Maskerade, auf die sie sich verstand.

Es war schon ein bißchen verrückt, was Eve Sanders da tat, das mußte sie sich im stillen eingestehen. Aber in dem Zustand, in dem sie sich befand, war sie zu allem fähig. Und deshalb steckte sie auch eine Pistole Kaliber 9 mm in ihre Handtasche.

*

Zwei volle Tage vergingen, um Apataki zu erreichen. Sanders mietete sich in einem kleinen Hotel ein, hielt sich aber keine Minute länger als nötig auf. Er erkundigte sich nach der Insel Tuamoa, und nach einigem Drängen und einem Schmiergeld nannte man ihm den Namen eines Fischers, der bereit sei, Willige nach drüben zu bringen. Allerdings warnte man ihn davor, einen solchen Schritt zu tun. Auf Tuamoa sei es nicht ganz geheuer.

Doch davon wollte Sanders nichts wissen.

Die Insel war klein, jeder kannte hier jeden, und außer der Eingeborenensprache konnten die meisten englisch oder französisch, da kam man schon weiter.

Er ging zum Strand hinunter und erkundigte sich nach Valo, dem Fischer. Der kannte auch Thomas R. Slayton und hatte ihn zur Insel Tuamoa gebracht. Valo war drahtig. An seinem Körper gab es kein Gramm Fett. Seine dunklen Augen befanden sich in ständiger Bewegung.

Valo meldete Bedenken an und sprach von den Geistern, welche die Sinne verwirrten. Er warnte Sanders davor, ›nach drüben‹ zu gehen.

»Gerade in der anbrechenden Dunkelheit wird es besonders gefährlich. Warten Sie den neuen Tag ab!«

Doch Sanders drängte. Er zahlte mehr, als er ursprünglich wollte. Es zog ihn ›nach drüben‹. Er wollte es jetzt genau wissen, und er konnte sich nicht vorstellen, daß er vor achtundvierzig Stunden noch in New York weilte.

Valo gab schließlich nach.

Tuamoa lag nur zehn Meilen von Apataki entfernt.

Wie der flache, dicht behaarte Rücken eines vorsintflutlichen

Ungetüms tauchte schon bald die winzige Insel vor ihnen auf.

Mark Ellis hatte recht gehabt. Die Insel halte die Form einer großen Muschel. Man konnte sie überschauen.

Sie war höchstens zwei Meilen lang und eine breit. Sie war von dichtem Grün umgeben. Sanft stieg auf der einen Seite eine Bucht an. Weißer, feiner Sand, gesäumt von Palmen und tropischen Gewächsen, überall.

Langsam schien sich das Eiland auf sie zuzubewegen. Gil Sanders atmete flach und wurde sich der Erregung bewußt, unter der er stand.

Das Boot glitt in die Bucht, und Gil Sanders sprang auf den weichen, weißen Sandstrand.

Leiser Wind… Keine Vogelstimmen…

Das fiel ihm sofort auf.

Valo verließ das Boot nicht.

Sanders hatte einen Beutel mit Proviant, einen Fotoapparat und eine Pistole dabei – für alle Fälle –, obwohl er mit einer sichtbaren Gefahr nicht rechnete. Schließlich war jeder, der Tuamoa betrat, auch wieder zurückgekommen. Fragte sich nur wie… Ellis und Slayton hatten sich hier aufgehalten. Über Nacht. Was hatten sie gesehen, erlebt? Was war ihnen begegnet, daß sie später – den Verstand verloren?

Sanders wollte es ergründen. Er begab sich in Gefahr. Aber das war in seinem Beruf nicht unbedingt etwas Neues. Reporter, die während des Krieges in Südvietnam, auf den Golan-Höhen und vom Sinai berichtet hatten, begaben sich auch in Gefahr, und manch einer war nicht wiedergekommen.

»Bis morgen früh dann, Valo!«

»Ich werde pünktlich sein. Alles Gute!« Der Fischer ruderte hinaus aus der Bucht.

»Falls es mir hier besonders gut gefällt, müssen Sie sich eben nochmals herbemühen. Es wird nicht Ihr Schaden sein«, rief Sanders dem Entschwundenden nach.

Er hätte zu gern Genaueres über die Insel gewußt, aber es schien, als wüßten die Eingeborenen gar nicht Soviel darüber. Alles stützte sich nur auf Vermutungen und auf Aberglauben. Die aus den Fluten getauchte Insel war ihnen einfach unheimlich. Sie sahen übernatürliche Kräfte am Werk. Wenn aus vulkanischer, unterseeischer Tätigkeit eine Insel geboren wurde, dann war das schon ein seltenes und zu allerlei Spekulationen Anlaß gebendes Naturereignis. Wenn aber eine Insel auftauchte, auf der Mauerreste und eine uralte Flora aufzufinden waren, dann ging das auf keinen Fall mit rechten Dingen zu!

Das war auch ungewöhnlich, und Sanders versuchte sich in Thomas R. Slaytons Gedanken zu versetzen, als der zum ersten Mal

von der rätselhaften Südsee-Insel hörte.

Handelte es sich dabei um die Reste eines versunkenen Erdteils? Vielleicht – um das sagenhafte Atlantis? Oder um Mu? Oder um Xantilon? Warum waren Fachleute dieser Frage nicht nachgegangen? Oder waren Gelehrte hier gewesen und es war ihnen genauso ergangen wie Mark Ellis und Thomas R. Slayton. Man hatte nur nichts davon gehört weil man sich nicht dafür interessierte?

Das würde nun anders werden. Sollte es hier etwas geben, was die Welt anging, dann wollte er, Sanders, darüber berichten.

Am Fuß einer am Strandende wachsenden Palme ließ er seinen Proviantbeutel zurück, steckte die Pistole in seinen Gürtel, hängte sich den Fotoapparat um und begann einen ersten Erkundungsgang. Die Gefahr, daß er sich verirren könne bestand nicht. Die Insel war zu klein. Er würde immer wieder auf den gleichen Punkt zurückkommen.

Sanders tauchte zwischen großblättrigen Gewächsen unter, die einen sandigen Pfad wie einen Tunnel überwuchsen.

Der Reporter merkte nicht, daß er beobachtet wurde. Einem Augenpaar hinter den Gläsern einer großen, extravaganten Sonnenbrille, entging nichts.

Ein Motorboot mit ausgeschaltetem Motor glitt von der Ostseite langsam unter überhängendem Blattwerk in die Bucht.

In dem Bott – saß Eve Sanders.

Sie hatte mit der gleichen wackeligen, zweimotorigen Maschine, die eine amerikanische Luftfahrtgesellschaft ausrangiert hatte, Apataki erreicht, und Gil Sanders war mehrere Male an der allein reisenden Frau vorbeigelaufen, ohne sie zu erkennen. Eve Sanders hatte auch ihr Parfüm gewechselt, sonst hätte die ganze Maskerade wenig Sinn gehabt. Gil hatte eine Nase für solche Dinge, und er hätte garantiert Verdacht geschöpft.

Sie hatte Gil Sanders' Abfahrt vom Hafen erlebt und mietete sich in aller Eile ein Motorboot, verfolgte in angemessener Entfernung das Boot des Fischers, und der Wind stand so günstig, daß Valo und Gil Sanders nichts von dem sie verfolgenden Motorboot bemerkten.

Jetzt, nach Valos Abfahrt, riskierte Eve Sanders es, weiter in die Bucht zu kommen, nachdem sie sich die ganze Zeit auf der anderen Seite der Insel hinter schützendem Buschwerk versteckt gehalten hatte.

Sie sah den einsamen Inselbesucher zwischen dem Blattwerk verschwinden, und lautlos wie eine Katze sprang sie an Land und lief ihm nach. Eve wußte nichts über die Insel. Es kam ihr nur darauf an, in Sanders' Nähe zu sein…

*

In der Vergangenheit schlug ein Mann die Augen auf.

Er war sofort hellwach, erinnerte sich, was vorgefallen war, und es schien ihm, als wären seitdem erst Minuten vergangen.

Daß er insgesamt zwei volle Tage in tiefer Bewußtlosigkeit gelegen hatte, daß die giftigen Dämpfe sein Hirn völlig lahm legten, sollte er erst viel später merken.

Björn Hellmark alias Kaphoon richtete sich auf.

Eine grau-grüne Atmosphäre hüllte ihn ein. Er kam sich vor wie in einem Aquarium.

Der Boden unter ihm war glatt geschliffen wie Marmor, eine Kuppel wölbte sich über ihm, und er glaubte, mitten auf einer steinernen Insel zu sitzen, von der aus schmale, gebogene Brücken über ein graues, still stehendes Wasser in verschiedene Richtungen führten. Sie mündeten genau in ovalen Öffnungen, die ihn wie tote Augen anstarrten.

Hellmark atmete tief durch.

Wie kam er hierher? Wo befand er sich?

»Dir gehen bestimmt jetzt viele Fragen durch den Kopf, Kaphoon«, ertönte da die markige, unangenehme Stimme hinter ihm. »Ich kann sie dir gern beantworten. Einen solch hohen Gast hat man nicht jeden Tag zu Besuch.«

Der Angesprochene warf den Kopf herum – und starrte in Maruburs Angesicht!

*

Wie ein aus allen Häuten platzender, öliger Götze saß der Wahnsinnslord auf seinem schillernden Muschelthron und starrte auf den Mann herab, der sich erhob und dabei merkte, wie schwach und kraftlos er war.

»Ich hatte Zeit, dich zu beobachten. Schon lange liegst du vor meinen Füßen.« Die Stimme triefte vor Hohn, war kalt und abweisend.

Auf dem kahlen, runden Schädel spiegelte sich schwaches Licht aus einer unbekannten, verborgenen Quelle.

Marubur war erschreckend groß. Der Thron, der sich wie eine überdimensionale aufgeklappte Muschel hinter ihm erhob, stand auf einem erhöhten Podest. Der Herr der Wahnsinnshallen war in einen weiten, bis zu den Knöcheln reichenden Umhang gekleidet. Aus den Ärmeln ragten die massigen Hände, die auf dämonenfratzigen Lehnen ruhten. In der rechten Hand hielt Marubur einen Schädel, in der linken eine Peitsche, die eine zischende Schlange darstellte, deren widerliche, gespaltene Zunge ruckartig hervorschnellte und deren kleine starre Augen auf den blonden Mann gerichtet waren.

Vor den Füßen Maruburs befand sich ein runder Tisch, aus dem

farbige Dämpfe stiegen. In dem Wasser tummelten sich makabre Wesen, die sich wie Schweine suhlten und wohlige Laute von sich gaben.

Björn Hellmark erblickte Ungeheuer mit breiten Fischmäulern und Fischaugen, andere trugen Krokodilköpfe auf menschlichen Schultern, wieder andere waren unbeschreiblich in ihrer Form und ihrem Aussehen. Hier schien die Hölle ihre scheußlichsten Mitglieder ausgespien zu haben, die nur eines konnten: Angst und Schrecken verbreiten. Hellmark, der schon so viele unheimliche Erlebnisse und Begegnungen hatte, konnte sich der Gänsehaut, die seinen ganzen Körper erfaßte, nicht erwehren.

Die Geister kicherten und zischten wie die mit der Peitsche verbundene Schlange, die Marubur langsam über den Teich zog. Die Gestalten tauchten unter, andere erschienen, näherten sich dem Rand des sumpfartigen Gewässers, verzogen ihre abstoßenden Gesichter zu Fratzen, streckten die Zunge heraus und lachten.

»Ich träume!« murmelte Björn und sprach die Worte absichtlich laut, um seine eigene Stimme zu hören.

»Nein, du träumst nicht!« dröhnte Maruburs Stimme durch die gespenstische Kuppel, die mitten über einem finsteren, gefährlichen Sumpfgebiet errichtet schien. »Du hast geträumt, zwei Tage lang, und ich habe schon befürchtet, die giftigen Dämpfe hätten dich für alle Zeiten in das Reich der Toten geschickt. Aber oft lohnt sich das Warten. Nun werde ich doch noch meine Freude mit dir haben.«

Was meinte er damit? Diese und viele andere Fragen lagen Hellmark am Herzen: er stellte eine nach der anderen und wollte zunächst wissen, wie er hierhergekommen war. Großspurig ließ Marubur ihn wissen, daß seine Freunde, wie er die teuflischen Wesen in dem Teich nannte, ihn gebracht hätten.

Maruburs Wahnsinnshallen waren ein Tummelplatz der Geister und Dämonen, gespenstischer Wesen also, die er rief und beherrschte, die ihm gehorchten?

Hellmark sprach seinen Verdacht aus, während sein Blick in die Runde ging, und er versuchte die spukhafte Dämmerung zu durchdringen und zu erkennen, was sich jenseits der brackigen Wasser und des Sumpfgeländes in den anderen Hallen tat, aus denen er ferne, seufzende Geräusche, schreckliche Schreie. Jammern und Weinen vernahm, Dazwischen erfolgte wieder hektisches, schrilles Lachen, wie von jemand, der den Verstand verloren hatte.

»Jeder ist seines Glückes Schmied«, grinste Marubur. »Ich habe niemand gerufen. Sie kamen alle von selbst! Ich töte niemand, ich zwinge niemand, hier zu bleiben. Sie bleiben einfach. Es gefällt ihnen in den Hallen.«

Wer so zynisch über die in die Irre Geleiteten sprach, hatte kein

Herz und war kein Mensch. Marubur selbst war entweder ein menschgewordener Dämon oder der personifizierte Wahnsinn.

Von einem solchen Wesen konnte man keine Gnade und keine Rücksichtnahme erwarten.

»Ich tue nichts anderes, als mein Spiel zu spielen. Das ist meine Aufgabe als Herrscher der Hallen. Such' dir eine aus! Du kannst gehen, wohin du willst. Ich habe dir dein Schwert gelassen, und selbst die magischen Wachskugeln, mit denen du dich vor den Tönen der Pfeife geschützt hast, wurden dir nicht weggenommen. Wähle eine Brücke über den Sumpf! Jede Brücke führt in eine andere Halle. Jede Halle hat mehrere Ausgänge. Die kannst du erreichen. Die Tore stehen dir offen. Du mußt nur kämpfen, das ist die einzige Bedingung, die gestellt ist. Kämpfen und siegen! Und das ist noch keinem gelungen. Alle die hierher kamen, haben das Spiel verloren.«

»Es ist ein Spiel auf Leben und Tod!«

»Nein, nicht ganz. Ein Spiel um den Geist, um die Seele, um den Körper. Geist und Seele bleiben hier gefangen und erleben das Grauen, das sie sich selbst erwählt haben, täglich, stündlich neu. Die Körper gebe ich frei. Nicht nur die Geschöpfe der Dämonenwelt zählen zu meinen Freunden. Ich habe auch ein besonderes Verhältnis zu den Untoten. Die Vampire – sind meine Geschöpfe, mir ähnlich. Ich bin ihr Schöpfer. Es sind die Körper derer, die hier Geist und Seele verloren und die nun als Untote in der Wüste vor meinen Hallen ihr Dasein fristen. So gesehen, sind auch die Gebiete der Wüstenvampire ein Teil meiner Hallen, von denen du bestimmt eine kennenlernen wirst. Sie alle zu durchstreifen, hat noch niemand geschafft.«

»Welch grausames Spiel«, murmelte Hellmark, dem nun einiges klar wurde. »Du lockst Menschen hierher und bedienst dich ihrer wie ein Puppenspieler seiner Marionetten.«

»Ich bin der Herrscher! Ich bestimme hier! Alle Herrscher zu jeder Zeit bestimmten den Lauf der Dinge in ihrem Land. Auch Kriege sind ein Spiel der Herrscher, Kaphoon. Ein Spiel der Mächtigen mit dem Leben. So war es – und so wird es für alle Zeiten bleiben.«

»Die Zeiten werden sich ändern. Nichts ist unveränderbar.«

»Für Marubur wohl. Seine Hallen werden wiederkommen, auch wenn Xantilon untergeht. Und in neuen Zeiten werden Menschen seinen Ruf vernehmen und das Leben dieser Hallen fühlen und sehen, und sie werden ihre Seele und ihren Geist aufgeben und zu Vampiren werden, die kein eigenes Leben mehr besitzen.«

Als Hellmark diese Worte hörte, lief ihm ein erneuter Schauer über den Rücken, und etwas erinnerte ihn daran, daß diese Prophezeiung für die Zukunft nicht nur als einfach dahin gesprochen gelten konnte.

Gefahr für die Zukunft! Seltsamerweise berührte ihn diese Aussicht stärker als die momentane Gefahr, die er meistern mußte, um aus

dieser Sackgasse herauszukommen.

Er glaubte Marubur. Dieses teuflische Wesen, von dem man nicht wußte, ob es aus Fleisch und Blut bestand oder aus einer Laune der Hölle geboren worden war, war nicht zu unterschätzen.

Hellmark mußte an die zahllosen Geschöpfe denken, die als Untote durch eine menschenleere, öde Wüste krochen, wie Maulwürfe unter der Erde existieren, wobei von Tod und Leben keine Rede sein konnte.

Tausende von Unglücklichen waren in Maruburs Hallen getreten, ihre Seelen und ihr Geist endloser Tortur ausgesetzt, während ihre Körper sich veränderten und sie zu Wüstenvampiren wurden, deren Aufgabe, darin bestand. Verirrte und Flüchtlinge, die Hoffnung hatten auf den kleinen Hafen jenseits des schrecklichen Wahnsinnsreiches, in Angst und Panik zu versetzen und in die Arme Maruburs zu treiben. So wurden die, die er vernichtete, zu seinen besten Helfern! Welch ein Teufelskreis!

»Nun kämpfe, Kaphoon!« stachelte Marubur den Recken an. »Man spricht von deinen Taten, vielleicht wird man auch mal davon sprechen, daß es dir gelungen ist, den schrecklichen Marubur zu besiegen und seinen Wahnsinnshallen zu entkommen.« Er lachte, daß es schaurig durch die finstere Tempelkuppel dröhnte.

Hellmarks Blicke irrten in die Runde. Er sah zahllose Wege über Brücken, die ins Verderben führten. Einen dieser Wege mußte er gehen. Es blieb ihm keine andere Wahl.

Er dachte an Laerte und Velena, und es gab ihm einen Stich durchs Herz. Vor zwei Tagen hatte er sie zurückgelassen. Lebten sie noch oder waren sie inzwischen Opfer der Wüstenvampire geworden – oder hatten sie sich ein Herz gefaßt und den Weg zum greifbar nahen Meer allein zurückgelegt?

Und er dachte an den schwarzhaarigen Jungen mit den traurigen Augen. Was war aus ihm geworden?

Ein rascher Blick aus Hellmarks Augen traf Marubur. Was wußte der Wahnsinnslord über das Schicksal dieser Menschen?

Für den Bruchteil einer Sekunde schätzte Björn Hellmark seine Chancen ab, die er hätte, wenn er auf Marubur zueilte und ihm das Schwert auf die Brust setzte. Doch so schnell konnte er nicht handeln. Der Teich vor Maruburs Thron war breit, und er fürchtete von den badenden Dämonen und Geistern, welche Marubur mit Zaubermacht gerufen hatte, in den Tümpel gezogen zu werden. Dann hatte er überhaupt keine Chance mehr.

»Nun fällt dir die Wahl so schwer?« Dröhnendes, unmenschliches Lachen. »Ich habe dir ja gesagt: man kann sich schlecht trennen von Maruburs Tempel. Dabei liebst du doch so sehr die Freiheit!«

Plötzlich gab Hellmark sich einen Ruck und ging auf die mittlere der drei Brücken zu, die direkt vor ihm lagen.

Sein Blick war auf das glosende Oval gerichtet hinter dem schattenhaftes Treiben herrschte und grausame Töne erschollen. Wilde Schreie von Menschen erfolgten, die bewußt in den Wahnsinn geschickt worden waren und der Bilder nicht Herr wurden, die Gefahren nicht meistern konnten, mit denen Marubur sie beglückt hatte.

Er erreichte das Ende der steinernen Insel, wo Marubur mit seinen gespenstischen Gespielen hockte und sich amüsierte, und setzte seinen Fuß auf die schmale, zerbrechlich und morsch aussehende Brücke, die sich in weitem Bogen über den brackigen Sumpf spannte.

Da erscholl ein wilder Aufschrei.

»Nicht! Björn! Tu's nicht! Wer mal in den Hallen war, kehrt nie wieder zurück! Niemand kann dem Wahnsinn entgehen, keiner kann das verkraften, was er dort zu sehen bekommt!«

Hellmark wirbelte herum. Er glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen.

Hinter den Säulen – nur eine Armlänge von dem feisten Fettsack entfernt, stand der Knabe, den er gesucht hatte.

*

»Björn! Björn!«

Er hörte den Namen. Wie ein Pfeil bohrte sich etwas in sein Hirn.

Diesen Namen kannte er, und sein Bewußtsein sprach darauf an.

Flackernde, hektische Bilder im Zeitraffertempo und rasch wechselnd in ihrem Aussagegehalte, passierten sein geistiges Auge.

Eine Straße abseits einer großen Stadt… ein See… in Hanglange ein Bungalow, von einem großen Park umschlossen…

Genf! Eine Stadt in einer anderen Zeit…

Da lebte er.

Ein Junge, übermütig, schwarzer Wuschelkopf, hell lachend, sprang in ein Schwimmbecken. Pepe! Der kleine Mexikaner!

Auf einer sonnengeschützten Terrasse saßen drei Menschen. Ein breitschultriger, bronzefarbener Riese, an seiner Seite eine prachtvolle Tigerkatze, die nicht diesen Platz verließen. Rani Mahay und Chitra! Auf einer Liege eine rassige, dunkelhaarige Schönheit. Jung und verführerisch, verträumt lächelnd. Carminia Brado, heißer Import aus Rio de Janeiro. Und der Mann an ihrer Seite blätterte in einem Buch, um seine Kenntnisse über rätselhafte, versunkene Welten, über Leben und Sterben fremder Völker aufzufrischen die einst von großer Bedeutung für die Entwicklung der Menschen auf dieser Welt gewesen waren. Lesend – das war niemand anders als er selbst, er, den man hier Kaphoon nannte, und den ein Junge nun mit Björn anrief.

Er war Björn Hellmark! Die Erinnerung kehrte wieder. Und er war

auch Kaphoon!

Während die geistigen Bilder in raschem Wechsel sein Bewußtsein erfüllten, nahm er auch jene Bilder wahr, die das Geschehen um ihn herum bestimmten.

Marubur reagierte sofort.

»Schnappt ihn euch!« rief er.

In dem Teich zu seinen Füßen brodelte und spritzte es. Alles ging so schnell, daß man es kaum verfolgen konnte.

Die fischgesichtigen Ungeheuer klatschten mit ihren breiten Schwimmhäuten über die unterste Stufe und fielen über den Jungen her. Der wehrte sich, kam aber gegen die Übermacht nicht an. Sie rissen ihn zu Boden und schlugen auf ihn ein.

Hellmark jagte über die Steinplatte und war durch den breiten Teich von dem Geschehen auf der anderen Seite der Insel getrennt. Die Unheimlichen zerrten den Knaben auf den Tempel zu, und es war eindeutig zu erkennen, daß sie ihn dort hineinziehen wollten.

»Pepe!« entrann es Björn Hellmarks Lippen.

Und da erinnerte er sich noch einer Sache.

Wenn er Hellmark war, dann war er auch Macabros! Er war der Mann, der sich verdoppeln und an zwei Orten zu gleicher Zeit sein konnte.

Und Björn Hellmark – wurde zu Macabros!

*

Hellmarks Ätherkörper erstand aus einem hellen, fluoreszierenden Licht, unmittelbar hinter dem dröhnend lachenden Marubur.

Macabros, der sich nicht im geringsten von Björn Hellmark unterschied, trug wie er das Schwert in der Hand. Dieses wunderbare Phänomen der Verdoppelung auch der Dinge die er in der Hand hielt, trat ebenfalls immer wieder auf.

Maruburs dröhnendes Lachen wurde zu einem erschreckten Seufzer, als Macabros ihm das Schwert an den Hals legte.

Der Wahnsinnslord riß die Augen auf.

»Ruf sie zurück!« preßte Macabros hervor. »Gib den Jungen frei – oder ich schneide dir den Hals durch!«

»Ich kann's nicht! Sie gehorchen mir nicht!«

Die gespenstischen Wesen aus dem nebelumwaberten Teich waren bedrohlich nahe an dessen Rand angelangt.

Macabros verstärkte den Druck des Schwertes.

»Du hast sie gerufen – du kannst sie zurückschicken. Tu' es sofort!«

Die Schneide ritzte die Haut.

»Genug!« gurgelte Marubur. Todesangst zeigte sich in seinen Augen. »Ich werde tun, was du von mir verlangst. Aber wundere dich

nicht über die Folgen! Ich werde sie beleidigen. Sie sind nicht gewohnt, von mir so behandelt zu werden.«

Er hob die Rechte mit dem Schädel, die Linke mit der Peitsche, brachte die beiden Dinge zusammen und murmelte geheimnisvoll klingende Worte.

Die Nebel über dem Teich zu seinen Füßen wirbelten, wurden wie von einem Sog in die Tiefe gerissen, und es war, als ob das Wasser sich öffnete.

Die unheimlichen Wesen, die sich über Pepe hergemacht hatten, taumelten wild durcheinander, als ob eine Riesenfaust sie packe und durchschüttele.

Sie klatschten ins Wasser, das hoch aufspritzte, und tauchten unter. Pepe lag am Boden und richtete sich benommen auf.

»Hierher, Pepe!« rief Hellmark und lief auf den Teich zu, dessen Oberfläche sich glättete. Die Unwesen waren verschwunden, und der Wasserstand im Teich nahm langsam ab.

»Narren! Ihr habt euch selbst gerichtet!« brüllte Marubur.

Ein dumpfes, Grollen kam auf, und Erschrecken spiegelte sich in Hellmarks Augen. Dieses Geräusch kannte er. Das entstand immer dann, wenn sich ein schlimmes Naturereignis ankündigte. Er wurde an die zurückliegenden Erdbeben erinnert.

»In der Stunde der Dämonen habt ihr euch gegen sie gestellt! Prophezeit ist der Untergang Xantilons. Die Insel wird auseinanderplatzen wie eine Glaskugel und versinken. Maruburs Land aber wird bleiben und wieder auftauchen, und nicht durch Menschenhand kann es besiegt werden.«

Das Grollen verebbte… Wieder Stille…

Hellmark eilte um den Teich herum, lief auf Pepe zu und schloß ihn in die Arme, ohne daß er den Blick von dem dämonenfratzigen Muschelthron und von Marubur nahm. Er löste auch Macabros nicht auf, der ihr Garant war für ihre Sicherheit. Vor dem magischen Schwert fürchtete Marubur sich, und er war zu Zugeständnissen bereit. Hellmark nutzte das Gebot der Stunde und forderte die Freiheit jener Menschen, die mit Gewalt und Heimtücke hinter die Mauern Maruburs geraten und in den Wahnsinnshallen gelandet waren. Doch dieser Wunsch ließ sich nicht verwirklichen. Marubur ließ ihn wissen, daß es Dinge gab, die nicht rückgängig zu machen waren.

Pepe bestätigte dies, als Hellmark die Absicht äußerte, selbst in den Wahnsinnshallen nachzusehen. Da hielt der Junge ihn fest.

»Du bist verloren!«

»Woher weißt du das, Pepe?« Hellmark lächelte ermattet, aber glücklich. Noch hatten sie dieses Abenteuer nicht überstanden, aber die Begegnung mit Pepe hatte dazu geführt, daß sein in Mitleidenschaft geratenes Erinnerungsvermögen aktiviert worden war.

Er hatte Pepe wieder, sie streiften nicht mehr getrennt – einer auf der Suche nach dem anderen – durch eine fremde und menschenfeindliche Landschaft. Vielleicht kam durch Pepe auch etwas über das Schicksal Rani Mahays und Arsons heraus.

»Ich bin schon lange hier, Björn. Ich habe viel gesehen und viel erkannt. Dies Reich hier hat seine eigenen Gesetze. Hier herrscht Marubur. Ich verfolgte viele Flüchtlinge. Wie von Sinnen eilten sie durch die Tore, wenn sie die Öffnungen schon von weitem sahen, als befände sich hier ein verheißendes Land.«

»Sie hörten die geheimnisvolle Pfeife«, erklärte Hellmark. »Sie ist ein erster Schritt zum Wahnsinn.«

»Ich merkte, daß etwas Besonderes hier vorging, und ich folgte ihnen, ohne von jener Besessenheit ergriffen zu sein.«

»Du hast die Töne der Pfeife nicht vernommen?«

»Nein.«

Hellmark hatte einen Verdacht: Pepe verfügte über parapsychische Fähigkeiten. In seiner Nähe zerplatzen Glühbirnen, verbogen sich Messer und Gabeln, und Motoren konnten sogar ihren Geist aufgeben. Waren die parapsychischen Fähigkeiten verantwortlich dafür, daß Pepes Sinne anders reagierten?

Nur diese eine Erklärung war überhaupt möglich. Hellmark erfuhr, daß der Junge mit den Flüchtlingen mitgezogen war in der Hoffnung, irgendwo dabei auf Björn Hellmark zu stoßen. Er tauchte in den Dschungelwäldern hinter den Mauern unter und beobachtete, was hier geschah. Das, was er berichtete, klang so überzeugend, daß Björn froh war, nicht den Weg gegangen zu sein, der ihn ins unabänderliche Verderben führte. Es gab keinen Zweifel: Menschenaugen und -sinne durften nicht mit dem Grauen konfrontiert werden, das in den Hallen lauerte. Es war namenlos und kostete die Unglücklichen Körper und Verstand.

Tagelang hatte Pepe sich hier im Dschungel herumgetrieben, ohne von der Pfeife irritiert oder von den Geistern Maruburs erkannt worden zu sein. Als Hellmark auftauchte, war Pepe sich nicht ganz sicher, ob er es auch wirklich war oder ob er getäuscht werden sollte. Der Junge tat das einzig Richtige: er wartete ab und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Erst hier, nach Hellmarks Erwachen im Tempel Maruburs und dem Bekanntwerden der Absicht des Wahnsinnslords, Hellmark in den sicheren Tod zu schicken, war Pepe aus seinem Versteck herausgekommen. Er rief die Warnung aus und begab sich damit selbst in Gefahr.

Der Weg durch die Wahnsinnshallen stand ihnen jederzeit frei. Doch warum einen aussichtslosen Kampf beginnen, der doch nur im Sinne Maruburs endete, der noch nie ein – Spiel verloren hatte?

Er brauchte nicht Maruburs Hilfe, um jenen Weg zu erfragen, den

es geben mußte, um ihn ungeschoren hierher zu bringen.

Diesen Weg kannte Pepe, der mehr als einmal beobachtet hatte, wie die Opfer hierher gebracht wurden oder von selbst kamen. Es gab eine Brücke die über den brackigen Sumpf führte, und diesen Weg gingen sie.

Macabros blieb zurück um Marubur daran zu hindern, irgendeine Gemeinheit auszuführen.

Pepe lief schnell. Und schnell erreichten sie eine Pforte, die in das tropische Dschungelgebiet Maruburs führte. Über endlose, verschlungene Wege bewegte sich Pepe mit der Wendigkeit und Sicherheit einer Schlange. Er wußte genau, wo die gefährlichen Stellen waren und kannte die kräfteschonenden Abkürzungen. Man merkte, daß er lange Zeit in einem Dschungel gelebt hatte, daß er hier wie zu Hause war.

Dämmerung hüllte sie ein, und der dichte Wald war totenstill.

Sie hörten das Knirschen ihrer eigenen Schritte.

Von einem kleinen erhöhten Hügel aus konnten sie in ein dicht bewachsenes Tal sehen und erblickten die riesige, graue Kuppel unter sich, in der Marubur einsam saß und von Macabros in Schach gehalten wurde. Hellmark war durch ein geistiges Band ständig mit seinem Zweitkörper verbunden, und mit seinen Augen als Macabros kontrollierte er Marubur und die Halle.

Dort war und blieb alles still.

»Dort, neben der Kuppel – das ist die Pfeife.« Pepe streckte die Hand aus. Wie ein grauer, nach oben sich verbreitender Schornstein stieg das bizarre Bauwerk in die Höhe.

»Nacht für Nacht wird es seine gräßliche, hypnotisierende Musik neu ertönen lassen, und es wird weitere unschuldige Opfer geben, die in Maruburs Hallen geraten. Man müßte einen Weg finden…«

»Die Pfeife zu zerstören?« fragte Pepe.

»Ja.«

»Es käme auf einen Versuch an.« Er konzentrierte sich. Sein Gesicht war wie aus Stein gemeißelt, seine Augen waren halb geschlossen, als er sich auf die Riesenpfeife konzentrierte. Er aktivierte seine ganzen parapsychischen Kräfte, und man sah ihm die ungeheure Anspannung an.

In die Lautlosigkeit mischte sich zunächst ein leises Knacken. Das wurde zum Bersten und Krachen, und Hellmark sah, wie der hohe Turm sich spaltete, wie Risse entstanden und sich rasch verbreiterten. Die geheimnisvolle Pfeife wankte und brach dann mit Donnergetöse in sich zusammen.

Hellmark und Pepe jubelten und setzten ihre Flucht in die Freiheit fort.

Sie erreichten die Wüste, jene Stelle, an der Laerte und Velena

zurückgeblieben waren.

Die violette Nacht senkte sich auf das endlose Sandmeer herab.

Yümaho lief den Ankömmlingen entgegen. Laerte und Velena hatten die Stellung gehalten und waren überglücklich, daß Kaphoon zu ihnen zurückkehrte.

Doch aus der Freude – wurde ein Alptraum.

Aus der Tiefe der Erde, verbunden mit dem Zentralbewußtsein der Wüstenvampire, erhielten Laerte und Velena den Auftrag, Kaphoon und seinen Begleiter anzufallen.

Sie verwandelten sich in Vampire. Laerte hatte Velena während des Schlafs zum Vampir gemacht, und Hellmark machte sich Vorwürfe, daß er die beiden Mädchen allein gelassen hatte. Ein kurzer, erbitterter Kampf entspann sich. Mit dem magischen Schwert, das er sofort einsetzte, entschied er die Auseinandersetzung zu seinen Gunsten, ehe Pepe oder er mit dem schrecklichen Gebiß eines Vampirs Bekanntschaft machten. Die beiden veränderten Geschöpfe erstarrten, als würden sie plötzlich tiefgefroren. Langsam sanken sie wie schwere Steine in die Erde, und der lockere Sand schloß sich über ihnen. Sie waren bei jenen, zu denen sie gehörten, und Hellmark hatte keine Lust, sich erneut in eine Auseinandersetzung mit dem Heer der Unheimlichen einzulassen. Gegen die Übermacht konnte er nicht noch mal kämpfen. Er war ein Mensch, seine Kräfte waren begrenzt. Hunger wühlte in seinen Eingeweiden, die Giftdämpfe hätten ihn geschwächt, und da war noch immer Macabros aktiv, den er aufrecht erhalten mußte. Die Kräfte, die sein Doppelkörper benötigte, mußte er aus dem Originalkörper abziehen, und die zunehmende Kraftlosigkeit machte sich bemerkbar.

Er sprang auf Yümaho und war Pepe behilflich, ebenfalls auf den Rücken des Hengstes zu steigen. Dann ritten sie in die hereinbrechende Dunkelheit Richtung Meer.

Sie ließen Maruburs ummauertes Reich hinter sich und erreichten nach einer Stunde jene Bucht, die den Flüchtlingen den Weg in die Freiheit versprach. Aber hier erlebten sie eine weitere Enttäuschung.

Am Strand war keine Menschenseele weit und breit. Bretter und Balken lagen herum oder waren in Stapeln aufgeschichtet, ein angefangenes primitives Schiff, das rund fünfhundert Leute aufnehmen konnte, lag schräg am Sandstrand. Eine schräge Ebene führte auf die Planken, und Hellmark und Pepe besichtigten das koggenähnliche Gefährt mit den hohen Masten und den zusammengerollten Segeln. Nur noch Kleinigkeiten fehlten, um das Schiff fertigzustellen. Aber auch die Menschen fehlten. Waren sie alle zu guter Letzt doch noch von den Klängen der schrecklichen Pfeife in Maruburs Reich gerufen worden, oder existierte eine andere, noch unbekannte Gefahr von der auch sie nichts wußten?

Zeit darüber nachzudenken, gab es nicht mehr.

Zwei Dinge traten gleichzeitig ein: Hellmark erlitt einen ersten Schwächeanfall, und Pepe erfuhr zum ersten Mal die gesamte Wahrheit über den Mann, der ihn adoptiert hatte und den er verehrte.

Björn Hellmark litt unter zeitweisem Gedächtnisschwund! Mitten im Gespräch brach seine Erinnerung ab, und als er vergaß, daß er Hellmark war, vergaß er auch, seinen Doppelkörper Macabros bei Marubur aufrechtzuerhalten.

Marubur stand nicht, mehr unter Druck. Der Koloß sprang von seinem Thron auf und erkannte, daß er allein war. Er riß die Arme empor, reckte den Schädel und die Schlangenpeitsche und rief die Geister, die er auf Hellmarks Geheiß in ihre Welt zurückbeordert hatte.

Es blieb unerfindlich, ob die Geister ihm zürnten oder ob sich in diesem Moment andere finstere Kräfte regten und für eine weitere Etappe des Untergangs der Insel sorgten.

Dumpfes Grollen und Poltern. Ein Stoß ging durch die Erde. Fontänen spritzten auf. Die Wellen schäumten, und das Schiff auf dem sie sich umsahen, geriet in Bewegung, wurde wie von einem Titan über den abrutschenden Boden geschoben, und die Kogge stieg steil empor.

Yümaho rutschte über die Planken. Hellmark und Pepe suchten nach einem Halt, als das Schiff in einer wilden Bewegung über das plötzlich verrückt spielende Meer schoß. Der Wind fegte über sie hinweg, und für Bruchteile von Sekunden sahen sie eine graue Nebelwand vor sich aufsteigen, die aus der Richtung kam, wo Maruburs Land lag.

Die Erde brach auf wie eine Schale, die man knackte.

Ein riesiges Stück schwamm plötzlich als eine Insel zwischen sich lösenden Erdschollen.

Maruburs Land löste sich aus dem Komplex und hatte die Form einer überdimensionalen Muschel, die langsam in der dumpfgrollenden Erde versank.

Das war der letzte Eindruck, den Hellmark gewann, ehe er zwischen zwei sich lösende, noch nicht befestigte Balken geriet und dort eine Zeitlang eingeklemmt liegen blieb. In dieser Zeit wurde das Schiff wie eine Nußschale auf der aufgewühlten See hin und her geworfen. Turmhoch ragten die Wellen auf, und es war, als ob aus dem Meer ein neues Gebirge emporwachse.

Das gewaltige Ereignis währte nur dreißig Sekunden.

Dann war alles vorüber. Die See lag wieder spiegelglatt unter ihnen, das Schiff schaukelte sanft auf den Wellen. Aber die Landschaft um sie herum hatte sich verändert. Es war, als ob die Insel sich an einer Stelle übereinander geschoben hätte. Wie eine Steilküste ragte

die Erde empor, und die Kogge glitt langsam an ihr entlang.

Hellmark drückte die Balken beiseite. Pepe tauchte auf.

»Alles in Ordnung?«

»Ja, Pe…« Wieder kannte er den Namen nicht.

»Pepe.«

»Pepe… Gut! Ich werd' mir's merken.«

Der Junge lächelte schmerzlich. Er sah sich um. Yümaho wieherte. Er näherte sich vom anderen Ende des Schiffes. Er war unverletzt.

Pepe legte die Rechte auf Hellmarks Schulter, während sie dem Land entgegenblickten, dem sich das Schiff langsam näherte.

»Noch steht Xantilon. Und solange es existiert, haben wir eine Pflicht«, kam es leise über Hellmarks Lippen, »jenen zu helfen, die in Not sind, die verzweifelt nach einem Ausweg suchen.«

Zu diesen gehörten auch Rani Mahay und Arson, von denen er nichts mehr wußte. Aber Pepe dachte daran. Und er war zuversichtlich. Björn hatte bewiesen, daß seine Erinnerung nicht verloren, daß sie zur zeitweise unterbrochen war. Sicher kam die Stunde, wo sich die Lücken in seinem Gedächtnis ein für allemal schlossen und er wieder alles wußte.

Bis dahin war er Kaphoon, jener geheimnisvolle Kämpfer, der das Sagenreich der Vergangenheit durchstreifte, der für Recht und Glück stritt, und der wußte, daß es da noch jemand gab, der sich Kaphoon nannte, und der genauso war wie er und von dem Kecal, der Magier, in dem legendären Tempel des Toten Gottes gehört hatte. Auch diesen Kaphoon wollte er suchen. Alle Geheimnisse dieser Welt interessierten ihn…

*

Auf Tuamoa brauchte Gil Sanders nicht lange zu suchen. Schon bald stieß er auf einen mit Unkraut überwachsenen, klobigen und primitiven Treppengang, der in die Tiefe der Erde führte.

Unterirdische Räume?

Wer hatte sie erbaut?

Erregung packte ihn, und vorsichtig stieg er Stufe für Stufe hinab. Ein langer, ovaler Stollen lag vor ihm, und der Rundbogen spannte sich wie ein düsterer Himmel über ihm.

Dumpfes Pochen war rundum. Er erschrak erst und schalt sich dann einen Narren. Es war sein eigener Herzschlag.

Das Geschwätz der abergläubischen Eingeborenen irritierte ihn offenbar auch schon, und er sah und hörte Geister, wo es keine gab.

Aber die Geister der Vergangenheit waren da.

Er ging noch zwei Schritte, dann war er ebenso verloren wie Mark Ellis, wie Thomas R. Slayton und all die anderen, die es riskiert

hatten, die seltsamen, im Staub der Erde liegenden uralten Hallen zu betreten.

Das Grauen einer fernen Zeit griff nach Sanders' Geist.

Die Hallen, in denen die Geister der Opfer gelitten hatten, in denen vor unendlichen Zeiträumen Marubur herrschte, enthielten das namenlose Grauen.

Sanders schrie. Wie ein Film rollten die schaurigen Dinge vor seinem geistigen Auge ab, wie ein Gift schlichen sich die Eindrücke in seinen Körper. Unbeschreiblich grauenvolle Wesen umringten ihn. Er spürte, daß lange, eisige, spitze Hände ihn berührten, daß die Bilder von einer solchen Klarheit, solchen Ausdruckskraft waren und er sich ihnen nicht entziehen konnte, indem er die Augen einfach schloß.

Das Leid und das Entsetzen hatten Äonen überdauert, lebten in diesen Mauern, diesen Steinen, führten ein vampirisches Dasein und suchten neue, jungfräuliche Geister, um sich ihnen mitzuteilen und sie dabei zu zerstören.

Wie unter Peitschenschlägen wand Sanders sich. Er war zu keiner Abwehr, zu keinem logischen Gedanken mehr fähig. Der Wahnsinn überfiel ihn, und für den Bruchteil eines Augenblicks begriff er noch, was auch Mark Ellis und Thomas R. Slayton zugestoßen war. In der ersten Begegnung wurde der Keim des Wahnsinns in ihre Hirne gelegt. Sie kehrten am nächsten Tag scheinbar unverändert zurück, und niemand sah ihnen etwas an. Zu einem späteren Zeitpunkt aber schlug dann das Grauen erneut und endgültig zu.

Das waren seine letzten menschlichen Gedanken.

Er hatte recht mit seinen Überlegungen. Er schrie und wand sich, preßte sich an der Wand entlang und wollte nicht tiefer in das Gewölbe eindringen. Hoch, die Treppen hoch!

Da veränderte sich auch sein Körper.

Seine Haare schrumpften ein, seine Haut verfärbte sich, als er auf der dritten Stufe stand, und er glaubte, durch eine Mangel gedreht zu werden.

Gil Sanders wurde – zu einem der schrecklichen, seelenlosen Wüstenvampire. Und die Verwandlung des Reporters in das Monster wurde beobachtet. Von Eve Sanders! Sie stand auf der Treppenstufe. Die Kopfhaut der jungen, gutaussehenden Frau zog sich zusammen. Eve Sanders schrie wie am Spieß – und handelte in dieser Sekunde, da sie dem nackten Grauen begegnete, ohne daß ihr das bewußt wurde.

Sie riß die kleine, handliche Pistole aus der Handtasche, richtete sie auf das Ungeheuer, das ihr entgegentaumelte, und drückte ab.

Die drei Schüsse erfolgten so dicht hintereinander, daß man glaubte, es wäre nur einer.

Gil Sanders – halb Monster, halb Mensch gurgelte, preßte die großen, sandfarbenen Hände auf die blutenden Brustwunden und

torkelte die Stufen hoch, auf seine schreckensbleiche Frau zu.

Die drückte noch mal ab… Ladehemmung?

Da begann sie um ihr Leben zu rennen, ließ auf wem Weg zum Strand einfach die Waffe in den Sand fallen und hörte das keuchende, sie verfolgende Monster hinter sich. Eve Sanders erreichte das Boot und warf den Motor an. Sie floh und sah den taumelnden Schatten am Ufer auftauchen.

Mondlicht lag silbern auf der Gestalt, und was Eve Sanders in diesen Sekunden beobachtete, sollte sie ihr Leben lang nicht vergessen: anklagend reckte Gil Sanders die Arme in den Himmel – aus seinem halbvampirischen Körper brach ein Röcheln, und er wurde vor Eve Sanders' Augen wieder zum Menschen. Gil Sanders brach dann ohne einen weiteren Laut – von drei Kugeln durchbohrt – mitten auf dem Strand zusammen.

*

Eve Sanders verließ am nächsten Morgen die Insel und flog in die Staaten zurück.

Als sie ihre Wohnung aufsuchte, kamen ihr zwei Männer von der Mordkommission entgegen.

Sie wurde unter dem Verdacht, ihren Mann umgebracht zu haben, festgenommen.

Noch am gleichen Tag war von Valo, dem Fischer, die Leiche gefunden worden. Das Räderwerk der Behörden begann zu laufen – und plötzlich paßte alles zusammen: eine eifersüchtige, von Haß erfüllte Frau reiste ihrem Mann nach, wartete eine günstige Gelegenheit ab und ermordete ihn dann auf einer menschenleeren Insel.

Als der Prozeß begann, sagte auch eine ältere Frau aus. Es war jene Frau, die in der fraglichen Nacht, als Eve Sanders ihren Mann bis fast in dessen Wohnung verfolgte. Zeuge des Streites und der Morddrohung Eve Sanders' geworden war.

Die Angeklagte brachte immer wieder ihre Version von der Notwehr an und berichtete von dem Ungeheuer, das sie angefallen hätte. Aber das nahm ihr niemand ab.

Eve Sanders wurde auf ihren Geisteszustand untersucht und für voll verantwortlich erklärt. Sie nahm das Urteil mit unbewegter Miene hin: zwanzig Jahre Zuchthaus.

*

Doch nicht Menschenwerk hatte ihr Schicksal bestimmt.

Die Tatsache der Existenz Maruburs in der fernen Vergangenheit

der Erde und das Weiterwirken der bösen Geister auch in der Gegenwart, war nicht zu leugnen.

Tuamoa, jenes winzige Eiland, nur zehn Meilen von Apataki entfernt, das 1956 aus dem Meer aufgetaucht und von diesem Zeitpunkt an von unzähligen Menschen besucht worden war, unter anderem auch von Mark Ellis und Thomas R. Slayton im Jahre 1974, diese Insel hatte in der ersten Januarhälfte, 1975 Gil Sanders den Tod gebracht.

Er hatte, wie Tausende zuvor in einer anderen Zeit, den Verstand verloren und war zum Wüstenvampir geworden. Aber als er starb, entschlossen sich die unsichtbaren Mächte, ihn in seiner wirklichen Gestalt sterben zu lassen. Damit lenkten sie von sich ab. Sie wollten nicht erkannt werden.

Der legendäre Wahnsinnslord, der Herrscher auf dem Muschelthron, verschwand seinerzeit, als sein Reich zur Insel wurde.

Die Begegnung mit Marubur in der Vergangenheit, nun wieder hier in der Gegenwart – nur eine Episode?

Vielleicht… Vielleicht auch nicht! Bei den Mächten der Finsternis wußte man nie, wann und in welcher Form sie sich wieder zeigten, um ihr grausames Spiel mit den Menschen zu treiben.

ENDE